

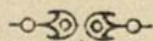
Paul de Kock's
humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elßner.

Sechszwanzigster Theil.



Stuttgart:
Scheible, Neger & Sattler.
1844.

Paul de Rohé

humanistische Monarchie

Verlag des Verfassers

1800

Dr. Heinrich Heine

Verlagsanstalt des Verfassers

—

Verlag des Verfassers

Verlag des Verfassers

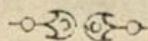
1800

Das
Weiße Haus.

Von
Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet
von
Dr. Heinrich Elsner.

Vierter Theil.



Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1844.

Weiland war ein jedes Dorf
Heimgesucht durch seine Geister,
Jedes Weiler frug um Rath
Seinen Spuk- und Hexenmeister;
Seinen Kobold, sein Gespenst
Barg ein jedes Schloß im Grunde,
Und das Alter fabelte
Gern davon mit regem Munde,
Daß manch holdes Kind der Schlaf
Floh in stiller Geisterstunde.

Delille (der Landmann).

Erstes Kapitel.

Heirathsplane.

Als Alfred am Tag nach dem Fest erwachte, begab er sich nach dem Gemache Eduards, und wie er ihn nirgends fand, zweifelte er keinen Augenblick, dieser sei ihrer Uebereinkunft zum Troß allein zu Isaura gegangen. Wüthend darüber, verwünscht er seinen Schlaf, will zu Pferd steigen und ihn im Gebirge auffuchen. Aber bedenkend, daß der Morgen schon vorgerückt, und Eduard ohne Zweifel schon lange fort, und wieder auf dem Rückweg begriffen ist, entschloß er sich, ihn zu erwarten, um ihm bald eine Erklärung abfordern zu können.

Während Alfred ungeduldig in der Gallerie auf und abgeht, kommt Robineau, sorgfältig gepuht und mit zufriedener Miene, auf den jungen Baron zu, und sagt lächelnd: „Guten Morgen, lieber Alfred!“

„Guten Morgen!“ erwidert dieser barsch, indem er fortfuhr, mit starken Schritten auf und abzugehen.

„Wahrlich, es ist mir sehr lieb, daß ich Dich diesen Morgen treffe... was etwas Seltenes ist, denn gewöhnlich stehst Du und der Poet schon vor Tag auf... Du hörst mich ja nicht, Alfred? ...“

„Doch! doch... ich höre Dich... sprich immer zu.“

„Nun wohl! mein Freund, so will ich Dir denn sagen, daß ich am gestrigen Tage... Apropos, wie fandst Du den gestrigen Tag?... Du hast mir noch nichts über mein Fest gesagt... Nicht wahr, es war hübsch?“

„Ja, mit Ausnahme der Verse des Herrn Ferulus, der Käslaike der Fechter und des Hintern der Jungfer Gaul war's nicht übel.“

„Ach, was ist da zu machen? das sind so kleine, unvorhergesehene Unfälle... Herr Berlingue versicherte mich indeß, das habe das Fest pikanter gemacht. Kurz, mein lieber Alfred, an diesem Tage habe ich meine Wahl getroffen.“

„Zu was?“

„Du kannst fragen, zu was? mich zu vermählen! Gewiß, ich branche eine Frau!... Wenn man einen gewissen Rang in der Gesellschaft einnimmt... ein Schloß besitzt... und dann hat mein Herz gesprochen, o! auf ganz auffallende Weise! So bin ich nie verliebt gewesen; freilich war auch nie ein so verführerischer Gegenstand zu meiner Disposition. Ich wette, Du hast unser Einverständniß bemerkt, Alfred; ich gestehe, ich konnte nicht mehr an mich halten... Sag' einmal Alfred... was siehst Du so durchs Fenster?“

„Ich höre, verstehe Dich; sprich immer zu.“

„So vernimm denn, mein lieber Freund, Fräulein Cornelia de la Pincerie hat mich gefesselt, sie wird meine Gemahlin werden, wenn, wie ich hoffe, der Herr Marquis, ihr Vater, kein Hinderniß in den Weg legt.“

Alfred verläßt das Fenster und tritt auf Robineau zu und sagt: „Fräulein Cornelia ist es . . . das große Frauenzimmer, mit welchem Du den Ball eröffnet hast, diese willst Du heirathen? — Ganz richtig, mein Freund . . . Sie ist reizend, nicht wahr? — Ja . . . sie ist nicht übel . . . — Wie sie tanzt, hum? . . . — Ja! aber man heirathet nicht, um immer zu tanzen. Höre, Robineau . . . — Ach, ich habe Dir schon gesagt, daß ich auf diesen Namen keine Antwort mehr gebe! — Nun also, Julius vom Schwarzenfels, oder wie Du willst; höre mich an, ich bitte. Du bist ein guter Kerl, obgleich Dir der Reichtum den Kopf verrückt hat, und Du den großen Herrn spielen willst . . . Wir waren Schulkameraden, und wahrlich, es wäre mir leid, Dich eines Tags unglücklich zu sehen . . . — Was Teufels, welche Einleitung! . . . — Du verbrauchst mehr als Deine Einkünfte; . . . gehst zu schnell mit Deiner Erbschaft, doch weil Du Dich belustigst, verzeihe ich Dir noch; glaube mir aber, mein Freund, heirathe Fräulein Cornelia nicht, denn alsdann wirst Du Dich nicht mehr lange belustigen, das bin ich überzeugt.“

Robineau beißt sich mit gereizter Miene in die Lippen und erwidert: „Mein lieber Alfred, es brauchte nicht so vieler Phrasen, mir dies zu sagen . . . ich soll das Fräulein de la Pincerie nicht heirathen? . . . Ich glaubte, Du werdest mir im Gegentheil zu meinem Geschmaç Glück wünschen. Und warum denn? — Weil sie nicht für Dich paßt. — Der Beweis, daß sie im Gegentheil für mich paßt, ist, daß ich sie anbete. — Pah! das bildest Du Dir ein! . . . So betetest

Du auch Fifine an und hast sie ohne Bedauern verlassen!... — Was Teufels sprichst Du mir von Fifine, ich bitte, laß das, es könnte mir bei der Familie de la Pincerie schaden. — Nun, ich will annehmen, Du liebest Fräulein Cornelia... aber sie... sie liebt Dich nicht; sie heirathet Dich nur, um einen Mann zu haben."

"Sie liebt mich nicht! ruft Robineau. Ha! armer Alfred, ich traute Dir mehr Takt und Einsicht zu... Fräulein de la Pincerie liebt mich nicht!... nein, sie betet mich an!... und Gott sei Dank! gestern erhielt ich Beweise... die liebenswürdigste Hingebung... Händedrücker, Seufzer... Nervenzuckungen!... kurz, sie ist in mich vernarrt."

Alfred dreht sich um, mitleidig die Achsel zuckend, hierauf fährt er fort: „Wohl, es sei, ich konnte mich täuschen. Sie ist aber eben so alt wie Du; sie hat gewiß achtundzwanzig Jahre."

"Nein, nein! keine achtundzwanzig Jahre! vergangenen Monat war sie siebenundzwanzig und ein halb! — Und das Vermögen... das ist wichtig; wie viel bekommt sie zur Mitgift? — Zur Mitgift!... Sie hat tausenderlei: Erstlich, glänzende Hoffnungen; dann, was der Vater von der Regierung für seine landwirthschaftlichen Plane erhalten soll, welche er dem Minister ungesäumt mittheilen wird; ferner, was ihr der Onkel Herzchen hinterlassen wird, der dieses Jahr zum Unter-Präfecten ernannt werden soll... oder wenigstens im nächsten Jahr, da kann's ihm nicht fehlen; endlich eine sehr einträgliche Stelle, welche

dem Marquis für seinen Schwiegersohn versprochen wurde... — Und seit fünfzig Jahren kann er seinen Bruder nicht unterbringen. — Das ist kein Beweis. Ueberhaupt, mein Freund, gestehe ich Dir, daß ich nicht gleich einem Krämer nach der Mitgift frage... Ich handle keine Frau ein; psui doch!... und eine Frau wie Mademoiselle de la Pincerie! ich glaube, die Ehre, in eine solche Familie zu kommen, muß auch für etwas gerechnet werden."

Alfred ergreift Robineau's Hand und sagt ihm mit vieler Kaltblütigkeit: „Ich wiederhole Dir, wenn Du diese Ehe eingehst, machst Du eine Dummheit."

Robineau wird roth vor Zorn wie ein Truthahn und zieht seine Hand mit den Worten zurück: „Was Dummheiten betrifft, so brauche ich Deine Ansichten nicht... Ich mache keiner Ziegenhirtin den Hof, werde aber heirathen, wen ich mag."

„Meinetwegen heirathe den Teufel!..." versetzte Alfred barsch, schnell die Gallerie verlassend.

„Ich werde den Teufel nicht heirathen, sondern Fräulein Cornelia, erwiderte Robineau, gleichfalls mit entschlossener Miene, auf den Hof zulaufend. Ha! man liebt mich nicht!... Ha! ich mache eine Dummheit!... sagt er vor sich hin, indem er nach dem Stalle geht. Ich kenne das... poß Tausend!... das ist leicht zu errathen, möchte mir gerne das Fräulein de la Pincerie wegschnappen, und deßhalb sucht er mich von dieser Verbindung abzubringen... die List ist aber zu plump. Um ihm jede Hoffnung zu benehmen, wollen wir gleich zum Marquis eilen und

nicht von ihm gehen, als bis er mir die Hand seiner Tochter zugesagt."

Robineau ruft Kutscher und Jockey, seinen Chariot anzuspannen, als Herr Ferulus herbeikommt, sich nach der Gesundheit des Herrn vom Schwarzenfels zu erkundigen und zu melden, daß das Frühstück aufgetragen sei. Robineau denkt, es sei auch nach dem Frühstück noch Zeit, um die Hand der Fräulein Cornelia anzuhalten. Er folgt daher seinem Bibliothekar in den Speisesaal und sagt ihm während des Essens: „Herr Ferulus, ich will mich ungesäumt vermählen."

Herr Ferulus verzieht das Gesicht, weil ihm das Leben auf dem Schloß sehr behagt, und er sogleich einsieht, daß die Ankunft einer Hausfrau seinen Einfluß bedeutend vermindern werde. Da indeß Robineau auf ziemlich entschiedene Weise sprach und aus seinen Augen leicht zu entnehmen ist, daß er Glückwünsche erwartet, bemüht sich Herr Ferulus, seine Grimasse in ein Lächeln umzuwandeln und erwidert mit süßlicher Miene: „Gnädiger Herr, die Ehe ist von der Vorsehung eingesetzt und schreibt sich aus den frühesten Zeiten des Alterthums her, große Männer haben immer eine entschiedene Neigung für die Ehe gehabt: Herkules heirathete in einer einzigen Nacht neunundvierzig Töchter des Theseus, Königs von Böotien, und wenn man Dio Cassius glauben darf, so gab Cäsar ein Dekret heraus, das ihn zum Gemahl aller Weiber von Rom erklärte... Jetzt aber kann man nur noch eine einzige Frau auf einmal nehmen und in der That, ich glaube, es ist genug.

Darf ich wissen, gnädiger Herr, wer der Gegenstand ist, auf den Ihre Augen fielen?"

„Die jüngere Tochter des Herrn Marquis de la Pincerie, eine junge, große, gut gebaute Person, Namens Cornelia, die bei Tische neben mir saß.“

„Aha! ich weiß, gnädiger Herr, ich weiß!... da mache ich Ihnen mein Compliment, es war die schönste Dame beim Feste!“

„Der liebe Herr Ferulus! ruft Robineau, die Hand seines Bibliothekars freundschaftlich drückend. Nun, das laß ich mir gefallen!... er versteht sich darauf, er billigt meine Wahl, weil Leidenschaft ihn nicht verblendet, und er sagt, was er denkt.“

„Ob ich Ihre Wahl billige! gnädiger Herr, ich thue mehr, ich besinge sie in Jamben, Hexametern, und Pentametern.“

„Sehr gut, lieber Ferulus, ich gehe auf der Stelle zum Herrn Marquis; Sie sehen wohl ein, daß ich eine solche Sache nicht vernachlässigen darf. Ein Anderer würde mir Fräulein Cornelia weg-schnappen und ich wäre untröstlich... Ich hoffe, die Familie vor der Hochzeit einige Tage auf dem Schlosse zu beherbergen.“

„Gehen Sie, gnädiger Herr,“ sagt Ferulus, ihn bis zum Wagen begleitend.

Alfred war, als er Robineau verließ, auf den Grasplatz gegangen, wo er in großer Anfreugung umherlief, Eduard zu erwarten. Endlich erscheint dieser, und Alfred geht ihm entgegen.

Eduard ließ seinem Pferd die Zügel, und ganz

mit Isaura, seiner Liebe und dem seinem Glück entgegenstehenden weißen Hause beschäftigt, sah er nicht um sich her und glaubte sich noch nicht so nahe beim Schloß. Plötzlich rief ihm eine Stimme zu: „Halt! steig ab, ich will mit Dir sprechen!...“

Eduard schauderte beim Schall dieser ihm wohlbekannten Stimme, die ihm aber in diesem Augenblick durch Zorn entstellt schien, zusammen. Er schlägt die Augen auf und sieht Alfred vor sich, blaß, unbeweglich, obgleich sich seine Aufregung in all seinen Zügen kundgibt. Eduard steigt ab und läßt seinem Pferde, das sich selbst nach dem Schlosse begibt, freien Lauf. Auf einen Wink Alfreds schlagen Beide einen mit Bäumen besetzten Weg ein; bei einem etwas abgelegenen Orte halten sie. Eduard schweigt und wartet bis sein Gefährte ein Gespräch beginnt, dessen Gegenstand er erräth.

„Du kommst von Isaura? fängt Alfred an. — Ja... ich verlasse sie in diesem Augenblick. — Auf diese Art also hältst Du Dein Versprechen!... Erinnerst Du Dich unserer Uebereinkunft nicht mehr?... Und auch ich wünschte hundertmal, mich allein ohne Dich ins Gebirge zu begeben, mich mit dem Mädchen allein zu finden... aber ich versagte mir die Erfüllung dieses Wunsches... weil ich mich scheute, mein Wort zu brechen... Und Du?... — Alfred, ich hatte Unrecht, ich bekenne es... Aber meine Liebe für Isaura ist so heftig, daß ich mich nicht mehr zu bemeistern vermochte. — Sag, daß Du, weniger delikats als ich, mit meiner Treuherzigkeit Dein Spiel triebst!... —

Alfred, ich bitte, hör' mich an; glaube nicht, daß ich bloß ein gewöhnliches Gefühl für Isaura hege... — Und wer sagt Dir, daß ich sie nicht eben so sehr liebe, als Du?... Dich geliebt zu machen, brauchst Du Seufzer... Melancholie... Ich, ich gehe offener zu Werk, erkläre mich... verberge meine Liebe nicht. — Aber Alfred, das Mädchen kann nicht uns Beide lieben, und wenn... wenn sie nicht Dir den Vorzug gibt?"

„Ich verstehe Dich, entgegnet Alfred mit Unmuth; ich sehe, daß Du diesen Morgen das Alleinsein mit ihr benütztest, nichts vernachlässigtest, den Sieg über mich davon zu tragen... Und Du glaubst, ich werde mich gleich auf dieses Geständniß hin zurückziehen und Dir die Eroberung abtreten! Du wirst mir jedoch erlauben, etwas an Deinem Triumph zu zweifeln und zu versuchen, ebenso glücklich zu werden als Du... Auch ich will Isaura allein sehen; vielleicht läßt sich dann diese stolze Schönheit herab, sich weniger streng gegen mich zu zeigen.“

„Ich weiß nicht, welches Ihre Absichten sind, mein Herr, weil Sie mich aber zwingen, so sage ich Ihnen: ja, Isaura liebt mich, zieht mich vor... So eben erst hat sie es mir gestanden.“

„In Wahrheit! Sie kommen mir in diesem Augenblick gerade vor wie Robineau, als er mir vorhin sagte, Fräulein de la Pincerie bete ihn an... All' diese Herren überreden sich, daß man sie anbetet!... Ohne eben so viel Eigenliebe zu haben, werden Sie mir erlauben, der Meinung zu sein, daß ich gleichfalls gefallen kann... Aber ich werde die kleine Isaura

sehen, die kofetter ist, als ich ihr zugetraut hätte!... und sage Ihnen zum voraus, daß ich mein Möglichstes thun werde, von ihr angebetet zu werden."

"Was Sie auch sagen mögen, so verwechsle ich Isaura nicht mit den Kofetten, die wir kannten... und fürchte nicht, daß sie die mir geleisteten Schwüre vergesse."

"Ah! Ihr habt einander schon zugeschworen!... Ich sagte ja, man habe die Zeit benützt... Das ist also die so seltene Tugend, die sich bei dem ersten Tête-à-tête ergibt!"

"Die sich ergibt!... wie, Alfred, Sie könnten glauben!... — O! denke nicht, daß Du mich hintergehen könntest... — Alfred, ich schwöre Ihnen!... — Ich glaube nicht an die Schwüre eines Menschen, der sich gegen die Delikatesse verfehlt. — Alfred!... — Ja, ja, ich wiederhole es;... und wenn Sie das beleidigt, so sagen Sie ein Wort und ich stehe Ihnen zu Diensten..."

Eduard und Alfred bleiben eine Weile still. Ersterer aber bedenkt, daß er glücklicher ist als Alfred, weil er von Isaura geliebt wird; er denkt an den Kummer, die Betrübnis desjenigen, der das Herz der jungen Hirtin nicht zu rühren verstand; da verschwindet sein Zorn, er beklagt seinen Nebenbuhler, sagt sich, der Glücklichere müsse den Andern entschuldigen, und Alfred näher tretend, reicht er ihm die Hand, drückt sie innig und sagt: „Könntest Du Dich denn mit mir schlagen?"

Alfred ist bewegt, aber er bemüht sich, seiner Herr

zu werden, indem er erwidert: „Muß man nicht Genugthuung geben, wenn man Jemand beleidigt hat?..."

„Kann ich aber durch ein Wort beleidigt werden, welches der Zorn Dir eingibt und Dein Herz mißbilligt?... Muß man seinem Freunde nicht etwas verzeihen?... Und zu was diene die Freundschaft, wenn sie nicht nachsichtiger gegen die wäre, welche man liebt?..."

„Freundschaft!... ich glaube nicht mehr an die Ihrige!... — Alfred, ich habe Dir nur noch eins zu sagen... Isaura soll meine Frau werden..."

„Ihre Frau, rief Alfred erstaunt aus. Ihre Frau!... dieses Bauernmädchen!... — Ja, ich bin dazu entschlossen... Verzeihst Du mir jetzt den Vorzug, den sie mir gibt?"

„Wenn Sie das Mädchen in der That zur Frau nehmen wollen, versetzt Alfred nach einer Weile, so müssen Sie den Sieg davon tragen, denn ich gestehe, ich hatte nie diese Absicht... Aber... es wird mir nicht leicht zu glauben!... Uebrigens werde ich mich von der Wahrheit zu überzeugen wissen."

Alfred schlägt den Rückweg nach dem Schlosse ein, Eduard desgleichen; doch sprechen sie kein Wort mehr miteinander.

Zweites Kapitel.

Gefrensterfurcht. — Alfred und der Bagabund.

Am andern Morgen herrschte große Unruhe unter den Leuten des Schlosses; sie versammelten sich im

Hofe um den Jockey, welcher erzählte, daß er gestern Nacht Licht im nördlichen Thurme gesehen habe; Vincent fügte bei, ihm sei vor einigen Tagen im Garten Jemand begegnet, aber auf sein Anrufen davon gelaufen. Alle fanden etwas Außerordentliches darin, nur war man verschiedener Meinung darüber und beschloß, den eben durch den Hof gehenden Ferulus um seine Meinung zu befragen.

Nachdem man Herrn Ferulus den Vorfall erzählt, wobei er sehr aufmerksam zuhörte und mehrmals den Kopf schüttelte, schwieg er eine Weile, und fragte dann Benedikt, den Jockey: „Bist Du gewiß, daß es ein Licht war, was Du im Thurm sahest? — Freilich! mein Herr, es bewegte sich hin und her. — Und Ihr, Vincent, seid Ihr gewiß, daß ein Mann im Garten war?“

„Gewiß; . . . d. h. ein Mann oder Weib, über das Geschlecht kann ich nichts behaupten . . . Aber es war Jemand, denn es ging umher und lief vor mir davon.“

„Das Alles kommt mir ziemlich sonderbar vor,“ sagt Ferulus.

„Seht, es ist sonderbar, ruft Jeannette, und wir müssen uns fürchten.“

„Das sage ich nicht . . . Es gibt Dinge, die uns von ferne wunderbar vorkommen . . . und in der Nähe gesehen, oft ganz natürlich sind . . . Es gibt sogar welche, die, zu nahe betrachtet, viel verlieren. Ghe ich mich indeß hierüber ausspreche, möchte ich mich selbst von der Wahrheit überzeugen, denn pluris est ocularis unus quam auris decem! . . .“

„Seht Ihr, sagt Eunette, das heißt, es seien Dummheiten und Ihr habt nur geträumt...“

„Nein, das heißt's durchaus nicht, versetzt Ferulus. O! mein lieber Eunette, Ihr übersetzt nicht wörtlich. Ich denke primo, entweder ist es etwas oder es ist nichts. Das ist mein Princip, wovon ich ausgehe, denn man muß immer von einem Princip ausgehen.“

„Wahrlich! sagt Jeannette, der Herr, der ein Gelehrter ist... denn er hat mir schon viele Dinge gezeigt...“

„Gut, gut Jeannette! das bleibt inter nos, sagte Ferulus, das Mädchen an den Arm stoßend, geht nicht von der Frage ab.“

„Nun denn, Herr Ferulus, fährt Jeannette fort, sagt uns gerade heraus, ob es Gespenster gibt oder nicht?“

„Ja, ja, rufen alle Uebrigen, daß wir wenigstens wissen, woran wir sind.“

„Meine Kinder, versetzt Ferulus, nachdem er sich langsam geschneuzt hatte, diese Frage ist kitzlich. Hippokrates sagt Ja und Galen Nein!... — Aber wir wollen nicht die Meinung des Herrn Pokrates, sagt Jungfer Gaul, sondern die Eurige.“

„Meine liebe coqua... gemeinhin Köchin genannt, unterbrecht mich nicht. Ihr wollt wissen, ob es Gespenster gibt oder gegeben hat, oder ob man noch daran glauben darf; die Frage, von der ich ausgehe, wäre nun: Darf man an Gespenster glauben?... Der heilige Augustin behauptet, es sei eine Verwegenheit, die enge Verbindung der Teufel mit den Weibern zu läugnen;... aber Montaigne sagt, man solle die

Zauberer ins Zollhaus schicken und nicht auf den Scheiterhaufen. Ich für meinen Theil glaube nicht an übernatürliche Dinge... Erstlich habe ich nie welche gemacht. Indesß gehöre ich nicht zu Pyrrhos Schule. Ebenowenig bin ich einer von den Leuten, die Alles wegläugnen!... Ihnen zufolge wäre Xerxes nicht mit fünf Millionen nach Griechenland gekommen; eine Wölfin hätte nicht Romulus und Remus gesäugt; Mutius Scävola hätte seinen Arm nicht stolz über ein glühendes Kohlenbecken gehalten; sie glauben nicht an das Gespenst, das dem jüngern Brutus zweimal erschien, noch an das von Constantin dem Großen in den Lüften erblickten labarum... Ich weiß wohl, das Alles ist sehr wunderbar;... sowie es aber in der Geschichte steht... O! dann... wie Virgil sagt: Felix qui potuit rerum cognoscere causas! das nun, Freunde, ist meine Meinung über Gespenster; und ich rathe Euch, darnach zu achten. Uebrigens halte ich es für unnöthig, den gnädigen Herrn damit zu belästigen."

Mit diesen Worten entfernt sich Ferulus, um Robineau seine auf Fräulein Cornelia gemachten Verse zu überreichen und die Diener, welche von dieser Rede nichts verstanden hatten, gingen auseinander nicht klüger als zuvor.

Eduard verläßt frühe sein Zimmer, schon längst wäre er aus dem Schlosse, wenn er nicht geglaubt hätte, auf Alfred warten zu müssen, um sich mit ihm zu Isaura zu begeben. Er hoffte, ihm dadurch zu beweisen, daß er nicht auf die Gefühle des jungen

Mädchens einzuwirken suchte, und daß ihr Herz allein sie leite. Obgleich ihn der erlangte Vorzug glücklich macht, möchte er doch nicht, daß sein Glück in der Liebe ihm seinen Freund Alfred, für den er die innigste Freundschaft hegt, entzöge.

Die Zeit vergeht; Eduard, vor Ungeduld brennend, Isaura wieder zu sehen, wundert sich über Alfreds Zögern. Endlich erscheint dieser; aber beim Anblick Eduards umwölkt sich seine Stirne und ein Ausdruck des Mißvergnügens malt sich in seinen Zügen.

„Ich wartete auf Dich, redet Eduard ihn an, indem er seine Hand fassen will; Alfred aber zog sie schnell zurück und antwortete kalt: Und warum warteten Sie auf mich?“

„Um mit Dir... um zusammen zu Isaura zu gehen. — Zusammen! sagte Alfred ironisch; das scheint mir künftig unnöthig... Jedem steht frei, zu thun, was ihm beliebt... Gehen Sie, lassen Sie sich durch nichts abhalten... ich werde mich auch allein ins Thal begeben.“

„Alfred, Du zürnst mir noch! sagte Eduard mit kummervoller Stimme. — Nein; o! ich hätte gewiß sehr Unrecht;... Ihr Benehmen ist so aufrichtig!... Und wann werden Sie Isaura heirathen?“

Eduard schwieg und war verlegen.

„Nun! Sie antworten nicht? fährt Alfred höh-nisch fort; wenn man so verliebt und der Gegen-
liebe gewiß ist, sehe ich nicht ein, warum man sein Glück verschieben sollte... Ihr seid Beide frei, nichts kann so süßen Banden im Wege stehen... haben

Sie im Sinn, aus dieser Ehe ein Geheimniß zu machen? ... Sie, der Sie die Vorurtheile der Welt so verachten ..."

„Nein, mein Herr, wenn ich Isaura heirathe, mache ich kein Geheimniß daraus! ich scheue mich nicht, sie laut meine Frau zu nennen.“

„Wenn Sie sie heirathen! ... Ach! es scheint, Sie sind heute nicht so entschlossen dazu, als gestern ... Wahrhaftig, Eduard, Sie müssen mich für sehr leichtgläubig oder für sehr dumm halten, um zu denken, ich werde mich durch diese List, die mich von der Kleinen völlig entfernen soll, täuschen lassen! ... Ja, ich gestehe, das Mädchen ist sehr hübsch; aber Sie wissen so gut als ich, daß man nicht alle hübschen Frauenzimmer zu heirathen braucht; und wenn es sich nur um ein Landmädchen handelt, der man so leicht den Kopf verrücken kann ... so werde ich nie glauben ...“

„Desto schlimmer für Sie, mein Herr, wenn Sie denken, man könne nicht bei derjenigen bleiben, die Alles in sich vereint, was uns glücklich machen kann. Ich habe Ihnen offen gesagt, welches meine Absichten sind ... Ich kann Sie nicht zwingen, mir zu glauben ... doch hoffe ich, Sie bald zu überzeugen, daß ich Sie nicht täuschte.“

Eduard verläßt hiemit Alfred und reitet allein aus dem Schloß.

Alfred bleibt einige Minuten nachdenklich. Er weiß nicht, was er thun soll; Isaura findet er reizend, seine Eigenliebe ist gereizt, es kommt ihn sauer

an, die Hoffnung auf die kleine Ziegenhirtin so leicht aufzugeben. Wäre er indeß gewiß, daß Eduard sie wirklich zur Frau nehmen wollte, so würde er auf der Stelle auf den Besitz des Mädchens verzichten.

Endlich entschloß er sich ebenfalls, zu Isaura zu gehen, und sich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob Eduard wirklich ihm vorgezogen wurde. Er bestieg daher das einzige noch übrige Pferd und verließ eine Viertelstunde nach Eduard das Schloß. Diesmal trieb er seinen Renner nicht stark an, sondern sann über die Mittel nach, die Wahrheit zu erforschen. Er möchte, ohne gesehen zu werden, seinen Nebenbuhler belauschen; und doch widerstrebte der Gedanke des Spionirens der Geradheit seines Charakters zu sehr, als daß er sich dabei hätte verweilen können.

Als er nicht mehr ferne von Isaurens Wohnung war, fällt plötzlich Jemand, hinter einem Felsen hervorkommend, seinem Pferd in die Zügel mit den Worten: „Sie sind zu spät auf dem Weg, man ist Ihnen zuvor gekommen.“

Alfred erkannte den Bagabunden, der, auf seinen Stock gestützt, den jungen Mann funkelnden Auges starr anblickte.

„Ah! Ihr seid es! rief Alfred, und was wollt Ihr sagen? ... — Daß Sie sich zu spät auf den Weg begeben. Ihr Nebenbuhler ist früher auf den Beinen ... und wendet seine Zeit gut an ... Gestern kamen Sie gar nicht; aber er kam und kehrte ganz fröhlich heim! ...“

Ein höhnisches Lächeln begleitete diese Worte. Die Züge des Unbekannten hatten noch einen stärkern Ausdruck von Heimtücke und Bosheit als gewöhnlich.

„Wie wißt Ihr das?“ fragte Alfred.

„Wie ich es weiß ... o! zum Henker, das ist eben kein Kunststück ... Verliebte glauben sich immer allein und geniren sich nicht sehr ... ich hatte Zeit genug, ihre Küsse zu zählen! ...“

„Ihre Küsse!“ wiederholte Alfred zitternd vor Wuth.

„Ei! gewiß ... das wundert Sie? ... O! Ihr Freund macht sich nicht übel ... mit seiner süßlichen Miene kommt er schnell vorwärts ... Was mich wundert, ist, daß Sie ... der Welt zu haben scheint, nicht weiter sind, als er.“

„Wenn man aber Eduard vorzieht! ... erwidert Alfred, einen Seufzer unterdrückend.“

„Vorzieht! ... gehen Sie doch! geben denn solche Mädchen Jemand einen Vorzug? ... sie lieben Jeden, der ihnen den Hof macht ... sie würde Sie eben so geliebt haben, wenn Sie nicht immer zuletzt gekommen wären ... Uebrigens liegt es jetzt auch nur an Ihnen, den Sieg davon zu tragen ... Wissen Sie nicht, daß man mit Zeit und Geld Alles überwindet?“

„Auf Ehre, versetzt Alfred, den Bagabunden verwundert anblickend, Ihr habt Grundsätze, die ich nicht hinter einem alten Soldaten gesucht hätte ...“

„Einem Soldaten ... und wer sagt Ihnen, daß ich Soldat gewesen sei?“ unterbricht ihn der Fremde stolz.

„Ihr selbst, als Ihr neulich von meinem Vater sprach, dessen Namen Euch so sehr auffiel.“

Der Unbekannte runzelt die Stirn und schweigt einige Augenblicke; endlich fährt er fort: „Davon ist jetzt nicht die Rede; ... wollen Sie sich denn die Kleine von Ihrem Nebenbuhler vor der Nase weg-fischen lassen, wenn es nur an Ihnen liegt, sie zu besitzen? ... Ich gestehe, das wundert mich an dem jungen Baron von Marcey! ...“

„So leichtsinnig und unternehmend ich auch sein mag, so ehre ich doch das Glück meiner Freunde... So lange es sich nur um eine Laune handelte, konnte ich Eduard auszustechen suchen! ... Da er aber das Mädchen zur Frau nehmen will ...“

„Zur Frau nehmen! ... lachte der Fremde spöttisch heraus. Nun! das wäre doch stark ... Wenn Sie Eduard lieben, leisten Sie ihm einen wahren Dienst, indem Sie ihn von einer solchen Thorheit abhalten.“

„Ihr sprecht mit großer Zuversicht ... Was läßt Euch so schlecht von dem jungen Mädchen denken?“

„Ich habe Augen, habe Erfahrung! ... und Sie kennen die Frauen, wie konnte es Ihnen entgehen, daß das eine kleine verschmißte Abenteurerin ist, mit ihrer unschuldigen und sanften Miene? Was ist es für ein Mädchen, deren Eltern man nicht kennt und der die Pflegeltern Alles vermachen? die Jeden, der bei ihr einsprechen will, großmüthig und gastfreundlich empfängt? allein im Gebirge lebt und spricht wie eine Frau von Erziehung? Aber das ist nicht

Alles: es gibt noch weitere Geheimnisse, die ich herausbringen will ..."

Alfred dachte nach über das, was er gehört; allerdings gibt Isaura's Benehmen manchem Argwohn Raum.

Der vor ihm Stehende betrachtet ihn aufmerksam und schien in seinen Augen lesen zu wollen, was in seiner Seele vorgeht. Nach langem Schweigen fährt er endlich fort: „Nun das ist einmal ein Zögern... Zeit und Seufzer verlieren für ein unbedeutendes Mädchen! ... die froh ist, wenn sie verführt wird ... Wäre es die Erbin eines großen Namens, ein edles Burgfräulein, so könnte man nicht mit mehr Ehrfurcht zu Werke gehen? ... Sind wir denn wieder in die alten Ritterzeiten zurückgekommen? ... Ich möchte es beinahe glauben; o! ... man sollte ein Turnier für diese junge Schönheit geben! ... einige Lanzen brechen, zum Beweis ihrer Tugendhaftigkeit ... und einige Schädel einschlagen zu Gunsten ihrer Unschuld! ... Glückliche Zeit, wo es für eine Dame genügte, sich den tapfersten und kräftigsten Kämpfer zu erwählen, um als die Schönste und Tugendsamste anerkannt zu werden!“

Alfred hörte aufmerksam den letzten Worten des Unbekannten zu. Nun blickte er ihn genauer an und sagte: „Wer seid Ihr denn aber? ... der Ihr mir Rath ertheilen wollt, den ich nicht begehre! ... Ich sehe jetzt, daß ich im Irrthum war ... Nein, Ihr seid kein alter Krieger ... Eduard hatte es besser getroffen, als er mir sagte, daß Ihr von Stande

sein müßet ... und in der That ... Eure Sprache ... obgleich Ihr einen gemeinen Ton und plumpe Manieren affectirt ... Eure Sprache verräth doch, daß Ihr Erziehung, Kenntnisse habt ... Welche Ereignisse brachten Euch denn in diese traurige Lage?"

„Was finden Sie denn Besonderes daran, ob ich reich und angesehen war und nicht mehr bin? das sieht man alle Tage! ... Ist man nicht tausend Schicksalsschlägen in der Welt ausgesetzt ... und besonders je höher man steht, um so mehr ist man in Gefahr, zu fallen ... Ob diese Unfälle meine eigene Schuld oder die Anderer sind ... brauche ich Ihnen nicht zu sagen ... Ich hatte heftige Leidenschaften und suchte sie zu befriedigen ... das ist so ziemlich die Geschichte aller Menschen.“

„Ihr werdet zugeben, sagte Alfred lächelnd, daß Eure jetzige Lage keine Lust einflößt, Euch nachzuahmen.“

„O! wie viele Andere haben's toller getrieben als ich, und stehen noch hoch am Brette! ... Und was sehen Sie denn im Ganzen so Unglückliches an meiner Lage? Ich bin frei ... mein eigener Herr; kann den ganzen Tag thun, was mir beliebt ... mein Anzug ist zwar nicht elegant, aber er bedeckt mich und das ist mir genug, ich beneide den Reichthum Anderer nicht, weil ich mich in Genüssen sättigte; wenn man sich oft in feinen Weinen berauschte, schmeckt auch ein Trunk Wasser gut.“

Aber ich glaubte aus Euren Reden zu bemerken, daß Ihr eine ziemlich schlechte Meinung von den

Weibern habt ... Sie haben Euch also mißhandelt, daß Ihr ihnen so zürnet?

„Mißhandelt! gar nicht! ... im Gegentheil, ich war ihr Schooßkind ... sie vielmehr könnten sich über mich beklagen ... Eine indeß liebte ich aufrichtiger als die übrigen ... diese allein hätte, glaube ich, meinen Charakter bezähmen und meine Leidenschaften bewältigen können; kurz, mit ihr wäre ich vielleicht ein geordneter Mensch geworden und irrte jetzt nicht in diesem Gebirge umher! ...“

„Warum habt Ihr sie nicht geheirathet?“

„Warum? ... entgegnet der Unbekannte und düstre Wuth blickt aus seinen auf Alfred gehefteten Augen! weil ein Glücklicherer sie mir wegnahm ... und dieser Andere ...“

„Nun ... dieser Andere? — Noch konnte ich mich nicht an ihm rächen; ... aber bald wird die Zeit kommen und ich werde sie nicht verstreichen lassen.“

„Nie kannte ich das Vergnügen der Rache! — Ha! Sie sind noch jung! ... doch kennen Sie die Liebe ... und lassen Ihr Mädchen sich vor der Nase wegschnappen ... wenn es nur an Ihnen hängt ...“

„Wenn es nur an Ihnen hängt! ... Auf Ehre, Ihr habt gut reden; ... Isaura ist spröder als Ihr glaubt.“

„Gestern mit Ihrem Freund war sie's nicht.“

„Sie hat einen schwer zu bestechenden Wächter bei sich ...“

„Kann man sie aber nicht von diesem treuen

Wächter entfernen? ... — Wie? — Man kann ja diese Kleine weit von ihrer Wohnung entfernen, sie dann wo anders hinführen ... an einen Ort, wo man Herr wäre, mit ihr anzufangen, was man wollte, versteht sich, daß man sie in ihr Häuschen zurückbrächte, wenn sie durchaus nicht nachgeben wollte? — Und wer sollte sich mit diesem Unternehmen befassen? Wer? ei poß Tausend, ich! — Ihr? — Ja ich; wenn Sie wollen, sagen Sie ein Wort, und Ihr Nebenbuhler soll die Kleine nicht mehr im Neste finden."

Alfred betrachtete den Bagabunden eine Weile, dann rief er aus: „Ihr seid ein Elender! ... entfernt Euch! kein Wort mehr! ... ich erröthe, daß ich solche Vorschläge anhören konnte! ..."

Der Fremde brach in ein höhnisches Gelächter aus: „Wie, eine kleine Entführung eines jungen Mädchens, die nichts Besseres wünscht! ... eine gewöhnliche Schelmererei macht Ihnen Furcht! ... O! ich dachte besser von Ihnen, Herr Baron, aber ganz nach Ihrem Belieben! ... Mag Ihr Freund sich auf Ihre Kosten belustigen, die Kleine Sie auslachen für Ihren Respekt! ... Was liegt mir im Ganzen daran? ... was kümmert's mich? ... Allein ich wette, Sie werden in Kurzem einsehen, daß mein Rath gut war; ... dann ... wann Sie mich brauchen, werden Sie mich wieder finden; ... denn ich trage ein Wort nicht nach. Auf Wiedersehen."

Der Fremde kehrt Alfred den Rücken und verschwindet auf einem schmalen Fußpfad zwischen den Felsen, und der junge Marcey schlägt nach kurzem

Nachdenken den Rückweg zu dem Schlosse ein, statt weiter nach Isarens Wohnung zu reiten.

Drittes Kapitel.

Die Familie de la Vincerie im Schlosse.

Die Reden und Vorschläge des Bagabunden hatten auf Alfred einen ganz andern Eindruck gemacht, als dieser davon zu hoffen schien. Empört über die gehässigen Einflüsterungen dieses Elenden, dachte Alfred über das Ungerechte seines Benehmens gegen Eduard nach; er fühlt, daß er ihm kein Verbrechen aus seinem Siege über ihn machen dürfe; und wenn ihn Isaura liebt, so nimmt er sich vor, das Glück seines Freundes nicht zu stören.

Zufriedener mit sich selbst über diesen Entschluß, empfing er Eduard wieder mit der alten Herzlichkeit, und Eduard eben so verwundert als entzückt über diese Veränderung, fühlt sich weit glücklicher, seit er hofft, seinen Freund wieder gefunden zu haben.

Am andern Tage begeben sich beide zusammen ins Gebirge; sie sprechen nicht von Isaura, und beide scheinen sich gleich sehr zu fürchten, das Gespräch auf sie zu bringen. Als man dem Thale nahe kam, leidet Eduard für Alfred und doch soll er seine Angebetete wiedersehen; aber wenn wir glücklich sind, möchten wir gerne auch Alle, die wir lieben, unser Glück theilen lassen.

Seit das Mädchen Eduard ihre Liebe gestanden hat, scheut sie sich nicht mehr, ihr Vergnügen über seine Gegenwart offen an den Tag zu legen; auf der Schwelle ihrer Wohnung erwartet sie ihn jetzt, weil sie da näher bei der Straße und bald in seinen Armen ist.

Die Gegenwart Alfreds scheint sie nicht zurückzuhalten, sondern ihr angenehm zu sein; sie empfängt ihn mit derselben Lieblichkeit, der nämlichen Freundschaft; aber sie fürchtet sich auch nicht, vor ihm das zartere Gefühl, das sie an Eduard fesselt, an den Tag zu legen. Alfred erwiderte ihre Artigkeit mit allem Anstande, und bemerkte leicht, daß Eduard ihm wahr geredet hatte und er wirklich das Herz des Mädchens besitze. Indes gingen die jungen Männer bald wieder, da beide sich verlegen fühlten.

„Mein lieber Eduard, sagte Alfred auf dem Rückweg, in Zukunft lasse ich Dich allein zu Isaura gehen, Dich liebt sie ... ja, ich sehe es ... sie sucht es nicht zu verbergen ... aber wahrlich, sie ist so hübsch, so verführerisch selbst für denjenigen, dem sie nicht zu gefallen sucht, daß ich trotz all' meiner Freundschaft für Dich doch für nichts stehen könnte, wenn ich sie häufig besuchen würde ... ja! ich würde irgend eine Dummheit machen, und hintennach bereuen; es ist daher weit besser, ich stelle meine Besuche bei ihr ein, oder warte wenigstens, bis ihr Anblick weniger Eindruck auf mein Herz macht ... Man behauptet, ich sei leichtsinnig, flatterhaft; möchte ich es ebenso sehr sein können, als man sagt ... und bald ver-

geffen!... Nun, es ist vorbei... sie liebt Dich, und von jetzt an will ich nicht mehr anders an sie denken, als wie an eine Schwester."

Eduard drückt Alfreds Hand zärtlich und ruft aus: „Ein Freund wie Du! ... und eine Geliebte wie sie! braucht man weiter, um der Glückliche der Sterblichen zu sein?"

Doch seufzte Eduard bei diesen Worten, denn er dachte an Isarens Geheimniß und die Hindernisse, die sich seinem vollen Glücke entgegensetzten. Aber Isaura liebt nur ihn, sie wiederholte es ihm hundertmal; ihr Mund kann keine Lüge kennen; was sie ihm noch verbirgt, wird sich ohne Zweifel bald aufklären, sie selbst ließ es hoffen; er kann daher nur das süßeste Glück in der Zukunft sehen... Auf die Weise tröstet sich Eduard. Das Glück in der Zukunft sehen ist viel, selbst wenn man es nie erreichen sollte.

Auf dem Schlosse angekommen, fanden die jungen Leute Alles in großer Bewegung; Robineau, schon von der Stadt zurück, trafen sie im Saal und Herr Ferulus deklamirte ihm seine Verse vor.

„Wünschen Sie mir Glück, meine Herren, ruft er den beiden Freunden zu, sobald er sie erblicken kann; meine Wünsche sind erhört worden! ... ich siege über meine zahlreichen Nebenbuhler; mit einem Wort, der Herr Marquis de la Pincerie hat mir die Hand seiner Tochter feierlich zugesagt und mich ermächtigt, mich bereits als ein Mitglied seiner erlauchten Familie zu betrachten."

„Mein lieber Freund, sagte Alfred, weil man Dir

glückwünschen soll, thun wir es; und jetzt, wo es entschieden ist, ist es in der That das Beste, was man thun kann... Willst Du aber schon ein zweites Fest in Deinem Schlosse geben? alle Deine Leute sehen so geschäftig aus!..."

"Um die Zimmer für meine zukünftige Familie in Stand zu setzen, welche so gütig sein will, die Tage bis zur Hochzeit auf meinem Schlosse zuzubringen. Ich wollte mich augenblicklich vermählen, aber der Herr Marquis, der wesentlich auf die Formen, den Anstand hält, behauptet, das könne nicht so plötzlich geschehen. Ueberdies muß man die Papiere erhalten, Einkäufe besorgen, den Brautschmuck von Paris kommen lassen; ... kurz, damit uns die Zeit weniger lang vorkommt, bringt man sie auf meinem Schlosse zu, um zugleich das Vergnügen des Landlebens zu genießen. Heute noch erwarte ich die ganze Familie. Ich hoffe, meine Herren, ihr werdet künftig etwas länger hier sein, und nicht das Schloß gleich am frühen Morgen verlassen und erst zum Essen wieder zurück kommen."

"Ich verspreche Dir, Deinen Damen Gesellschaft zu leisten, bemerkte Alfred, und so galant und lebenswürdig zu sein, als mir möglich ist."

"Ich wage nicht, Ihnen dasselbe zu versprechen, sagte Eduard seinerseits, ich fühle, daß ich ein ziemlich langweiliger Gast bin, und weil Sie so viele Gesellschaft erhalten, erlauben Sie mir, Sie zu verlassen..."

Uns verlassen! ... sich entfernen, ohne meiner

Hochzeit beizumohnen! ... Nein gewiß, das erlaube ich Ihnen nicht! Zudem würde es die Damen ärgern; sie haben mich besonders gefragt, ob meine beiden Freunde fortwährend auf dem Schlosse seien und ermahnt, euch nicht abreisen zu lassen ... Es ist also abgemacht, Sie bleiben ... O! wir wollen uns lustig machen. Wir jagen ... der Herr Marquis sagte mir, er liebe die Jagd sehr ... Ihr lehrt mich jagen, meine Herrn, denn ich gestehe, daß ich niemals einen Versuch gemacht ... meine Zukünftige sagt aber, ein Mann müsse das Schießen verstehen; demnach will ich ein großer Jäger werden."

"Gnädiger Herr, fällt Ferulus ein, die Ankunft dieser Herrn hat uns unterbrochen; wenn Sie erlauben, will ich ein auf Ihre Hochzeit gemachtes Gedicht wieder von vorn anfangen, als Text nahm ich den schönen Vers des Properz:

"Nec domina ulla meo ponet vestigia lecto."

"Verzeihen Sie, Herr Ferulus, wir gehen; wenn Sie uns die Verse jetzt schon vorlesen, nehmen Sie uns das Vergnügen der Ueberraschung. Ueberdies werden Damen kommen, und da müssen wir etwas mehr Sorgfalt auf unsere Toilette verwenden."

"Das ist wahr, ruft Robineau aus, und ich bleibe in meinem Reisefleid! ... Franz, kleide Deinen Herrn an!"

Alfred und Eduard gehen zur einen, Robineau zur andern Thüre hinaus; als sich Ferulus allein sieht, jedoch fest entschlossen, Jemanden seine Verse zu recitiren, läuft er Jeannetten nach, die er gerade im

Hof erblickt, und zwingt das arme Mädchen, hundert und vierzig Alexandriner bis zu Ende zu hören. Hierauf faßt er sie beim Kinn und sagt: Nun! wie findest Du es? ... Ah, mein Gott! welcher lapsus linguae! Wie findest Du's, Jeannette?"

„Das Klaglied von Angelika und Medor ist mir lieber, mein Herr. — Du bist eine Einfältige, Jeannette! und wahrhaftig zu nichts gut, als Betten zu wärmen. — Ah! weil gerade davon die Rede ist, mein Herr, lassen Sie doch eine Bettflasche kaufen; denn der Herbst rückt heran, und wenn ich viele Betten auf diese Art im Schloß wärmen müßte, würde es sehr anstrengend! — Schweig! Ich habe Dir die angenehmste Beschäftigung angewiesen, verrichte sie mit Anmuth und murre nicht.“

Um vier Uhr endlich langt die Familie in ihrem mit Wachstuch überdeckten Korbwagen an; man sieht den Papa, den Onkel und die beiden Damen aussteigen, hierauf kommt eine Menge Schachteln, Pakete und die übermäßig lange Jagdflinte des Herrn Marquis.

Alfred und Eduard empfangen die Damen, da Robineau vor lauter Freude ganz gelähmt war; aber beim Anblick Alfreds nahm Fräulein Cornelia ihre vornehme, stolze Miene an und reichte Eduard schnell den Arm. Die schwachtende Eudoxia, welche ihrerseits mit dem jungen Poeten nicht sehr zufrieden gewesen war, schien die gegen Eduard bezeugten Gefühle auf Alfred übertragen zu wollen.

Der Marquis beschäftigt sich nur mit seiner Jagdflinte. Onkel Herzchen hat Befehl, den Transport der

Schachteln zu überwachen. Robineau, der den Gebrauch seiner Füße wieder erlangt hat, empfängt die Gesellschaft und führt sie in den Salon, indem er zu Fräulein de la Pincerie sagt: „Verschönern Sie diesen Aufenthalt, dessen Dame und Herrin Sie bald sein werden.“

Die Damen lassen sich jedoch zuerst ihre Gemächer anweisen, um ihre Toilette zu machen. Der Herr Marquis, der bereits in alle Ecken des Salons spuckte, will das seinige ebenfalls besuchen, und Onkel Herzchen, mit den Details beauftragt, sieht nach, ob die Karosse in die Remise gekommen und das Pferd gefüttert ist.

„Welche Bewegung die Gegenwart von Damen gleich macht! sagt Robineau. Die Ankunft der Familie de la Pincerie wird diesen Aufenthalt recht artig beleben, meine Herrn! ... Ah! à propos; der Herr Marquis spielt sehr gerne Whist, er hält darauf, alle Abend seine Partie zu machen, wer wird mitspielen?“

„Ich nicht, versetzt Eduard, denn ich kann es nicht. — Ich kann es, aber ich mag nicht, weil es mich langweilt, sagt Alfred.“

„Ich, gnädiger Herr, schmeichle mir, es ziemlich regelrecht zu spielen, bemerkt Ferulus. — Sehr gut, Herr Ferulus! Sie, Onkel Herzchen ... und ich, wenn es sein muß ... wiewohl ich es nicht gut kann ... gleichviel ... man wird mir helfen; zudem hat mir Fräulein Cornelia gesagt, sie halte sehr darauf, daß ich die Partie mit ihrem Vater mache. Wie Schade,

daß wir nicht einmal ein Klavier hier haben! ... meine Zukünftige spielt und ihre Schwester singt wie ein Engel... Wie! nicht einmal ein kleines Instrument hier, die Sängerinnen zu accompagniren!..."

"Du könntest Herrn Gaul mit seiner Trommel kommen lassen. — Keine schlechten Wiße, Alfred!"

"Gnädiger Herr, ich spiele die Querpfeife ziemlich gut, sagt Ferulus, und wenn es den Damen angenehm wäre..."

"Wir werden sehen ... ich will es vorschlagen. Aber sie kommen nicht zurück! ... Ist das Mittagessen parat?"

"Ganz parat, gnädiger Herr; ich fürchte nur, es möchte wieder kalt werden."

"Ah! ich wette, bemerkt Alfred, sie werden vor einer Stunde nicht hier sein! ... bis die Toilette gemacht ist ... das will Zeit bei den Damen ... Aber da kommt inzwischen der Onkel; ich habe ihn noch nichts Anderes sagen hören, als: Ja, meine Nichten! Ich bin begierig, zu sehen, ob er auch etwas Weiteres weiß."

Nachdem der Onkel das edle Roß seines Bruders hatte fressen sehen, begab er sich wieder zur Gesellschaft. Er tritt, sich verbeugend, lächelnd und hüpfend herein, hierauf sieht er alle der Reihe nach an, ohne ein Wort zu sprechen.

Alfred aber geht auf ihn zu mit den Worten: "Man versichert, der Herr Marquis liebe die Jagd sehr; ... ohne Zweifel Sie auch, mein Herr?"

"Ja ... o! ja ... ich gehe auf die Jagd, erwidert

Onkel Herzchen, sich an der Nase kratzend. — Sie sind guter Schütze? — Schütze? ... nein ... o! ich schiesse nie ... — Aber was machen Sie alsdann auf der Jagd? — Ja, ich trage die Sonnenschirme der Damen ... — Wie! diese Damen jagen auch? — Ja, ja! o! Cornelia schießt öfters Hasen! ... — Und ihre Schwester? — Eudoxia schießt nicht, folgt aber der Jagd; die Bewegung des Pferdes ist gut für ihre Nerven ... Ah! Verzeihung ... ich glaube, meine Nichten rufen mir ... ich habe vielleicht eine Schachtel vergessen! ..."

Herzchen geht eiligst aus dem Salon, und Robineau sagt zu seinen Freunden: „Ihr werdet zugeben, meine Herren, daß es schwer ist, einen gefälligeren und zuvorkommenderen Onkel zu sehen! ... auch hatte mir Cornelia gesagt, ich solle ihn zum Muster nehmen. — Sei ruhig, Robineau, ich stehe Dir dafür, man wird Dich ebenfogut dressiren.“

Nach einer guten Stunde kommen endlich die Damen, ohne merkliche Veränderung in ihrer Toilette, herbei, und man setzt sich zu Tische. Diesmal sitzt Alfred neben Eudoxien, worüber Eduard keineswegs eifersüchtig ist, dagegen würdigt ihn seine Nachbarin, die stolze Cornelia, einiger süßen Worte."

„Mein Schloß ist noch nicht, was es in einiger Zeit sein wird, beginnt Robineau, seine Zukünftige verliebt anblickend, ich werde mich indeß bemühen, Ihnen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen; meine Freunde ... werden mich nach Kräften unterstützen. Ihrer Gegenwart, meine Damen,

hoffe ich es zu verdanken, daß man sie häufiger hier sehen wird ... denn Gott sei's geklagt, seit unserer Ankunft haben sie sich noch nicht viel hier aufgehalten ... mit dem frühesten Morgen flogen die Herren aus und kamen erst um die Stunde des Mittagsmahls wieder."

"Gehen die Herren gerne spazieren?" fragte Eudoxia.

"Leibesbewegung ist sehr gesund, meinte der Marquis, Schade, daß man Stiefel und Hosen dabei zerreißt ... Ich forsche schon lange nach etwas Deconomischem an deren Stelle."

"Anstatt der Hosen, Herr Marquis? — Nein, nur der Stiefel."

"Nicht allein des Spaziergangs wegen laufen diese Herren alle Morgen in's Freie," fährt Robineau mit schalkhafter Miene fort.

"Sie jagten? sagt der Marquis. — Nein ... nein; das heißt, sie jagten wohl, wie man's nimmt, ... aber ein Wild ... welches ... das ..."

"Erklären Sie sich doch, mein Herr! unterbricht ihn Cornelia, man versteht Sie nicht."

"Es scheint mir, Herr vom Schwarzenfels, sagte Eduard, diese Damen kümmern sich wenig darum, wohin wir gehen."

"Ha! ha! meine Damen, sehen Sie ... der Dichter wird schon roth! ruft Robineau lachend. Sie müssen nämlich wissen, daß wir eine Zauberin in der Gegend haben."

"Eine Zauberin!" wiederholt Eudoxia entsezt,

während Herzchen seine Gabel auf die Seite legt und Robineau eine Weile anblickt.

„Eine Zauberin! wiederholt Cornelia mit einer Miene des Mitleids; ach! ich glaube nicht an Zauberer und Hexen! ...“

„Sie verstehen wohl, meine Damen, daß das nur eine Redensart ist ... — Gleichviel, sagt Eudoria; wenn sie Karten schlägt, will ich zu ihr gehen, wo wohnt sie?“

„Ungefähr zwei Stunden von da, in einem kleinen niedlichen Thale im Gebirge, nahe beim Dorf Chadrat. — Sie muß eine Gule, ein Käuzchen und eine schwarze Raße haben,“ meint Herzchen.

„Von All' dem habe ich nichts bei ihr gesehen, versetzt Alfred lächelnd, dagegen hat sie aber die schönsten Augen von der Welt, Zähne, so weiß wie Schnee und eine ausnehmend sanfte Stimme.“

„Ach mein Himmel! welches Bild! ruft Cornelia unmuthig aus; es scheint, der Herr hat sie viel angesehen ...“

„Also ein junges Mädchen?“ bemerkt Eudoria.

„Ja, meine Damen, fährt Robineau fort, ein junges, gar nicht übles Mädchen, wiewohl ich nichts Besonderes an ihr finde ... kurz, ein Landmädchen, eine Ziegenhirtin, welche nach den Aussagen der Schäfer der Umgegend das Vieh behert ... und ich glaube, sie hat es auch diesen Herrn angethan ...“

„Ah! es ist ein junges Mädchen, fällt Eudoria wieder ein, indem sie Alfred ansieht, und zu ihr lenkten die Herren ihre Schritte ... ich fange ja zu begreifen.“

„Ich begreife gar nicht, welches Vergnügen man daran finden kann, mit einer Ziegenhirtin zu sprechen,“ bemerkt Cornelia mit verächtlicher Miene.

„Hätten Sie diese sprechen hören, mein Fräulein, entgegnet Eduard, würden Sie uns sehr entschuldbar finden. Es ist keine Bäuerin, wie die, welche man im Gebirge trifft; es ist ein junges Mädchen mit artigen, lieblichen Manieren, feinem, zartem Geist, sanfter, rührender Stimme, die sich ebenso gut ausdrückt, als eine Person von Welt und Erziehung.“

„Ah! mein Herr! wie Sie Feuer fangen! ... sagt Cornelia spöttisch. Sie sind, wie ich sehe, der Ritter dieses außerordentlichen Mädchens.“

„Ich lasse ihr Gerechtigkeit widerfahren, mein Fräulein, das ist Alles.“

„Ei! erlauben Sie, mein Herr, nimmt Eudoria wieder das Wort, wenn diese ... Ziegenhirtin so ist, wie Sie sagen ... so wäre sie in der That eine Zauberin, denn kurz, wer hätte sie anders sprechen, anders sich ausdrücken gelehrt, als die übrigen Landmädchen? ... sie hätte denn das Gebirge nicht immer bewohnt und wäre eine verlassene Ariadne.“

„Die Folgerung ist völlig logisch! bemerkte Jerulus; ohne Lehrer kann sie nicht gelernt haben; und mit Ausnahme meines Pensionats, worin sie nicht gewesen ist, kenne ich keinen Magister in der Gegend.“

„Ich gestehe, meine Damen, sagt Alfred, es liegt wirklich etwas Unerklärliches in den Verhältnissen

dieses Mädchens; ich glaube aber, das vermehrt noch ihre Reize."

"Die Reize einer Kuhhirtin! ... müssen sehr verführerisch sein! ..." fiel Cornelia ironisch lächelnd ein.

"Mein Fräulein, hat Eduard; etwas Barmherzigkeit für Jemand, den Sie nicht kennen! ..."

"O! ich sehe, meine Herren, daß man nicht gut ankäme, wollte man in Ihrer Gegenwart übel von der Hirtin reden! ... Ich lasse Ihnen Ihr Schäfermädchen, allein ich gestehe, ich hätte es mir nie einfallen lassen, daß zwei junge Männer von so gutem Ton an einer so gemeinen Natur Gefallen finden könnten! ..."

"Ich sage, man muß sie sehen, um sie richtig zu beurtheilen, sprach der Marquis, ich werde in der Gegend jagen."

"Der Herr Marquis hat Recht, versetzte Ferulus, man muß nicht reden, ohne zu kennen ... Jedermann spricht von der schönen Helena, aber nur Wenige wissen, daß sie fünf Männer hatte, Theseus, Menelaus, Paris, Deiphobus, Achilles, daß sie von den Sklavinnen Polixos auf der Insel Rhodus gehenkt ward, und daß der Krieg, den sie veranlaßte, achtmalhundertschundachtzigtausend Menschen auf Seite der Griechen und sechs mal hundertschundsebenzigtausend Menschen auf Seite der Trojaner kostete."

"Ach! mein Himmel ... da ist er wieder in die Geschichte gerathen," flüstert Eudoxia Alfred zu.

"Mein Herr, sagte Cornelia zu Ferulus, die griechischen und römischen Namen thun mir in den

Ohren weh; sprechen Sie von moderneren Dingen."

— Herr Ferulus verbeugt sich und schwemmt diesen kleinen Aerger mit einem Glas Beaune hinunter; inzwischen trat Robineau, zum Beweis seiner Wärme für seine Zukünftige, dieser zärtlich auf den Fuß; Fräulein Cornelia aber stößt einen Schrei aus und sagt: „Nun! wer tritt mir denn da so auf den Fuß! ... sind Sie's, mein Herr?"

Robineau wird flammroth und stottert: „Ja, ich gestehe ... ich wollte Ihnen zu verstehen geben! ... Sie ..."

„Mein Herr, ich liebe nicht, daß man mir auf die Füße tritt! ... Sie haben mir entsetzlich wehe gethan! ... Ich bitte, lassen Sie das bleiben."

Robineau schlägt verwirrt die Augen nieder, und weiß nicht, ob er sich Cornelian zu Füßen werfen soll; um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, bringt er das Gespräch wieder auf Isaura.

„Meine Damen, um wieder auf das Mädchen im Gebirge zurückzukommen, das Erstaunlichste ist, daß sie ganz nahe bei einem Orte wohnt, welcher das Entsetzen aller Bewohner des benachbarten Dorfes ist. Diesen Ort nennt man das weiße Haus."

„Und was geht denn in diesem weißen Hause vor?" fragte Eudoxia.

„Was darin vorgeht? erwidert Robineau, o! erstlich! ... das weiß man nicht, klar ist aber, daß etwas vorgeht. Das Haus ist unbewohnt, und man sieht doch Lichter; ... man hört Geräusch, erblickt Niemand! ... Das ist sehr komisch, nicht wahr?"

„Entsetzlich, sagt Herzchen. — Das hat keinen Sinn,“ bemerkt Cornelia.

„Endlich, meine Damen, ist das mehrgenannte Hirtenmädchen die einzige, welche sich vor dem weißen Hause nicht fürchtet und gerade nebenan wohnt ... Ist das nicht erstaunlich von einem jungen Mädchen?“

„Leicht zu errathen! versetzte Eudoria; weil ihr Liebhaber darin wohnt; und sie wohl weiß, daß er kein Teufel ist.“

„Ihr Liebhaber!“ schreit Eduard, der von den Gedanken der Wittwe betroffen, plötzlich blaß wurde und zitterte.

„Ach du mein Gott! mein Herr, was haben Sie mir Furcht eingejagt! sagte Cornelia; ich glaubte, Sie bekämen Convulsionen!“

„Verzeihen Sie, mein Fräulein; aber ich weiß nicht; ... es wurde mir auf einmal ganz warm...“ — Das würde man nicht glauben; Sie sind ganz blaß! ...“

„Nun, lieber Eduard, fällt Alfred ein, der die Verwirrung seines Freundes bemerkt; lassen wir das weiße Haus, das unsrer Aufmerksamkeit nicht werth ist und trinken wir diesen Champagner auf die Gesundheit der Damen!“

Alfreds Augen suchten Eduards Aufregung zu stillen. ihn zu beruhigen; dieser faßt sich wieder, fühlt wie Unrecht er habe, sich eines Wortes wegen zu betrüben, das zufällig Jemand entschlüpft, der Isaura gar nie gesehen. Und doch traf dieses harte Wort sein Herz tief.

Um eine Unterredung zu enden, die ihm peinlich

ist, und sich ein wenig an Robineau zu rächen, sagte Eduard zu diesem: Aber wissen Sie auch, Herr vom Schwarzenfels, der alles Außerordentliche oder Merkwürdige der Gegend so gut kennt, wissen Sie auch Alles, was Ihr Schloß umschließt?"

„Mein Schloß? ... nun, jetzt umschließt es eine erlauchte Familie und anbetungswürdige Damen!"

„Sehr gut, das ist aber noch nicht Alles; Sie wissen, wie ich sehe, nicht, daß in diesem alten Kastell ein Geist, ein Gespenst haust!"

„Ein Gespenst in meinem Schloß!" ruft Robineau aus, nun ebenfalls die Farbe wechselnd.

„Ein Gespenst!" sagen alle Mitglieder der Familie de la Pincerie; und Onkel Herzchen läßt in seinem Schrecken seine Schale Kaffee auf den Schooß fallen.

„Meiner Treu, das wußte ich auch nicht," sagt Alfred.

„Geht, das ist ein Scherz, eine Schelmerei von Herrn Eduard," nimmt Robineau wieder das Wort, sich zu einem Lächeln zwingend.

„Nein, wahrhaftig, wenigstens Ihren Leuten zufolge; denn ich selbst muß gestehen, daß ich noch Nichts gesehen habe; aber Ihr Jockei versichert, daß der nördliche Thurm Nachts von einem Gespenst heimgesucht werde; und Ihr Gärtner Vincent behauptet, er habe Abends im Garten eine geheimnißvolle Person getroffen, die bei seiner Annäherung entflohen sei. So hat mir wenigstens Franz, Ihr Kammerdiener, gesagt, indem er mich fragte, ob ich bei Nacht im Thurm und im Garten gewesen sei?"

Wie Robineau sieht, daß Eduard ernsthaft spricht, kann er seine Bewegung über die Nachricht nicht verbergen. „Wie!“ rief er aus, „meine Leute haben das Alles gesehen und mir Nichts davon gesagt! Und Sie, Herr Ferulus, der Sie so Vieles wissen, wie kommt's, daß Ihnen das unbekannt ist?“

„Gnädiger Herr,“ versetzte Ferulus, ich hatte Wind von diesem unbestimmten Gerede; aber ich war der Meinung, daß, ehe man die Ueberzeugung davon habe, es unnöthig sei, es Ihnen zu sagen.“

„Warum denn unnöthig? bin ich nicht der Herr dieses Schlosses? ... muß ich nicht zuerst von Allem unterrichtet werden, was darin vorgeht?“

„Recte dicis, gnädiger Herr, aber es kam kein Dieb in dieses Kastell, weil Nichts entwendet wurde. Es wäre also ein Geist, was man gesehen hätte... gibt es aber Geister? dies ist die Frage: die Egyptianer, Gallier, Vandalen und Ostgothen behaupten...“

„Herr Ferulus, von Ostgothen ist jetzt nicht die Rede! Ich will Erklärung, was meinen Leuten Außerordentliches erschienen ist... Franz, laß meinen Jockey und meinen Gärtner kommen; ... auch den Pförtner... laß das ganze Hausgesinde kommen, das wird am Besten sein.“

Franz geht, seine Kameraden zu holen, und Cornelia sagt zu Robineau: „Auf Ehre, mein Herr, Sie legen ein Interesse, eine Heftigkeit darein... Sie glauben hoffentlich nicht an Gespenster! ... Ach Gott! ein feiger Mann, der ist zu bedauern! ...“

„Gewiß, mein Fräulein, mein Muth ist bekannt...“

meine Freunde können Ihnen sagen, daß wir die Nacht im Gebirge zugebracht haben, in einer elenden Hütte, deren Thüre kein Schloß hatte . . ."

„Ja, mein Fräulein,“ nimmt Alfred das Wort, und in dieser Nacht machte der Herr vom Schwarzenfels Sachen . . ., die ich nicht gemacht hätte.“

„Gewiß, bestätigt Robineau, sich in die Lippen beißend. An Gespenster glaube ich nicht im Geringsten. Aber ich will wissen, warum meine Leute sich erlauben, unvernünftige Gerüchte zu verbreiten.“

„O! freilich, mein Herr!“ sagt Eudoria; man muß wissen, was es ist, denn ich fürchte mich vor Allem, und es wäre eine Treulosigkeit, uns in ein Schloß zu ziehen, das von Geistern bewohnt wird.“

„Es wäre sogar schlecht,“ sagte Herzchen ganz leise, indem er der Gesellschaft folgte, welche sich vom Tische erhob, um sich nach dem Salon zu begeben, wo bereits der ganze Dienertroß versammelt war.

„Wer von Euch hat Etwas oder Jemand bei Nacht im nördlichen Thurm gesehen?“ fragte Robineau, sich zierlich in einen großen Armstuhl lehrend, während die Damen und die beiden jungen Leute etwas weiter unten auf einem ungeheuren Sopha Platz nehmen und plaudern.

Die Diener sehen einander eine Weile an, ohne zu antworten; endlich tritt Benedikt mit den Worten vor: „Ich glaube, ich bin's, gnädiger Herr.“

„Sehen Sie! er ist seiner Sache schon nicht mehr gewiß,“ sagt Ferulus. Oculos habent et non vident! . . .“

„Herr Ferulus, rief Robineau ungeduldig, warum sprechen Sie mit meinen Leuten Lateinisch? Sie wissen doch, daß sie es nicht verstehen! ... Zum Henker, wenn ich wollte, könnte ich auch Latein mit ihnen reden, und sogar Küchenlatein, was ihren Verstandeskräften viel angemessener wäre.“

„Gnädiger Herr, ich citirte eine Stelle aus der heiligen Schrift. — Sie sind ein schrecklicher Mensch mit Ihren Stellen! ... Zudem, wenn Damen da sind, darf man sich nie einer todten Sprache bedienen.“

Ferulus verbeugt sich und setzt sich in eine Ecke des Salons, von wo aus er Jeannette beguckt. Robineau fährt in seinem Verhöre fort: „Sag mir, Benedikt, was hat Dir Furcht eingejagt?“

„Furcht! o! ich hatte keine Furcht, gnädiger Herr! ... ich wunderte mich nur, daß ist Alles!“

„Er lügt wie ein Zahndoktor! rief Jungfer Gaul; er fürchtete sich so, daß er noch blaß wie eine weiße Rübe war, als er's uns am andern Tag erzählte.“

„Ja, fiel Eunette ein, der sich hinter seinen Kameraden hält, weil er getaselt hat und sich nicht fest auf den Beinen fühlt, sich auch sehr fürchtet, der gnädige Herr möchte es bemerken, was ihn aber nicht hindert, immer sprechen zu wollen. Ja! ... er hatte Furcht! ...“

„Wollt Ihr Euer Maul halten, Ihr Andern, und Benedikt sprechen lassen. Was habt Ihr also bei Nacht gesehen?“

„Gnädiger Herr, antwortet Benedikt, ich lag in meinem Fenster, weil ich nicht schlief ...“

„Erstlich, hättest Du schlafen sollen,“ fällt Cunette wieder ein ... Robineau macht ihm eine drohende Geberde ... der Pförtner schweigt.

„Ich sah zufällig den alten Thurm an ... worin Niemand wohnt, und erblickte ein Licht an den Fenstern ganz oben ...“

„Erstlich gibt es ganz oben keine Fenster, denn da ist die Plattform,“ bemerkte Cunette halblaut.

„Und was that dieses Licht?“ fragt Robineau mit lebendigem Interesse.

„Was es that? ... es ging hin und her ... dann sah ich es nicht mehr, gnädiger Herr.“

„Wer von Euch, meine Leute, war bei Nacht im alten Thurm mit einem Licht?“

„Ich nicht,“ schreien Alle.

„Alsdann wird's sonderbar, sagt Robineau. Und wen habt Ihr im Garten getroffen, Vincent?“

Der Gärtner tritt mit seinem gewöhnlichen übel-launischen Gesichte vor und ruft: „Wen ich getroffen habe? ... Poß Tausend! wenn ich das wüßte, wäre ich gleich im Reinen ... das weiß ich aber gerade nicht.“

„Ihr hättet Leute herbeirufen und die Person festhalten sollen, die es wagte, Abends ohne Erlaubniß in meinen Gärten umherzugehen.“

„Ah! ... ich hätte sollen! ... ich kann nicht Alles thun!“

„Meine Leute, fuhr Robineau, mit seinen Dienern sprechend, fort, weil ihr nicht genau wißt, was euch Furcht machte, so mag es für heute auf diese Art

hingehen; das erste Mal aber, wo ihr irgend ein Geräusch hört oder etwas Verdächtiges seht, befehle ich euch, auf der Stelle zu erfahren, was es ist... und das bei Strafe, fortgejagt zu werden, denn ich will nicht, daß man in meinem Hause Furcht habe. Marsch!"

Sämmtliche Diensthboten entfernten sich, und Robinean geht auf die Damen zu, indem er sagt: „Ich glaube, ich habe fest mit ihnen gesprochen.“

„Und ich glaube, mein Herr, Sie haben viel Lärm gemacht um Nichts,“ versetzte Cornelia.

„Ich bin nicht so beherzt, wie meine Schwester,“ sagte Frau von Hautmont, ich bin sicher, daß ich wider meinen Willen diese Nacht von Kobolden und Poltergeistern träume... Und dann hat dieses Schloß einen so gothischen Anblick! Ich bitte Sie recht sehr, Herr vom Schwarzensfels, logiren sie uns nicht zu weit von diesen Herrn weg;... denn bei Nacht... wenn ich Etwas hörte... wenn ich mich fürchtete... wer käme mir zu Hülfe?“

„Beruhigen Sie sich, Madame, sagte Alfred; mein Gemach geht gleichfalls in die große Galerie; meine Thüre ist der Ihrigen beinahe gegenüber; beim geringsten Laut werde ich kommen und Ihnen meine Dienste anbieten.“

„Ah! desto besser, mein Herr! ich stelle mich unter Ihre Schutzwache... unter Ihre Protektion!“

Cornelia blickt ihre Schwester und Alfred verstohlen an und murmelt halblaut vor sich hin: „Wie bequem ist's doch, wenn man Furcht hat!“

Um die Gesellschaft angenehm zu zerstreuen, tritt Herr Ferulus mit seinem Gedicht vor und will es vorlesen. Aber das Mahl hatte sehr lange gewährt. Die Familie de la Pincerie ist ermüdet. Der Herr Marquis fing bereits an, in seinem Lehnstuhl zu schlafen. Jeder ergriff ein Licht, dessen Schein nur wie ein Pünktchen in den öden Räumen des Schlosses erschien; bald verschwand ein Licht nach dem andern, wie auf einem vom Feuer durchglühten Papier alle leuchtenden Punkte nach einander verlöschen, um nur noch völlige Finsterniß übrig zu lassen.

Viertes Kapitel.

Unruhe. — Eifersucht.

Seit vierzehn Tagen war die Familie de la Pincerie auf Schloß Schwarzenfels, wo sich Robineau alle Mühe gab, der Gesellschaft verschiedene Annehmlichkeiten zu verschaffen; gleichwohl verstreicht die Zeit auf ziemlich einförmige Weise. Die Damen stehen auf dem Lande so spät auf, als in der Stadt, und kommen erst zur Zeit des Frühstücks herab; dann gehen sie wieder nach ihren Zimmern, sich mit ihrer Toilette zu beschäftigen, was bis Mittag dauert, wo man sich wieder im Salon zusammenfindet, spricht oder im Garten spazieren geht. Mehrmals hat Robineau einen Ausflug ins Gebirge vorgeschlagen; ist aber das Wetter schön, so fürchtet Eudoxia die Hitze, ist der Himmel umwölkt, befürchtet sie Regen und

Feuchtigkeit. Entschließt sie sich endlich doch, den Elementen zu trotzen, so will Cornelia nicht mehr ausgehen; wohl wissend, daß Alfred der Cavalier ihrer Schwester sein werde, hat sie keine Lust, ihrem zukünftigen beständig den Arm zu geben, mit dem sie denkt, noch lange genug in Tête-à-Tête sein zu können.

Eduard läßt sich durch die Gegenwart der Familie de la Pincerie nicht hindern, jeden Morgen seinen Besuch bei Isaura abzustatten; nur kommt er etwas baldier ins Schloß zurück; beim Frühstück sieht man ihn aber nie, was ein Gegenstand beständiger Witzelei für Robineau ist; während die Damen, höchst aufgebracht, daß man den Spaziergang oder eine Ziegenhirtin ihrer Gesellschaft vorziehen könne, Eduard mit vieler Kälte behandeln und ihm den Tag über Epigramme zuschleudern, welche der junge Mann mit einem Gleichmuth und einer Artigkeit anhört, welche den Aerger der Töchter des Herrn Marquis noch vermehren.

Herr de la Pincerie, der so gute Dispositionen für die Jagd gezeigt hatte, und jeden Morgen eine Stunde mit dem Betrachten seines Gewehrs zubrachte, war bis jetzt noch nicht aufgelegt, auszugehen, und obgleich Robineau sich eine sehr schöne Jagdflinte anschaffte, zeigt er doch keinen großen Eifer, sich derselben zu bedienen. Onkel Herzchen ist immer zu Allem bereit, was man von ihm verlangt; man hat ihn so sehr daran gewöhnt, daß sich der gute Mann für krank hielt, wenn er einen eigenen Willen hätte.

Nach der Tafel wird augenblicklich zur Whistparthie geschritten, wobei Robineau gewöhnlich vom Herrn Marquis für seine Zerstreuungen gezankt und gescholten wird, was ihn am Ende langweilt, weshalb er auf Beschleunigung der Hochzeit dringt, in der Hoffnung, dann etwas freieren Spielraum zu haben und sich mehr zu belustigen.

Von Gespenstern oder nächtlichem Gepolter hörte man nichts mehr; Robineau scherzt und lacht zuweilen mit der Wittwe, wenn sie sich furchtsam zeigt. Seit einigen Tagen scheint indeß Eudoria etwas beruhigter und viel auf den Beistand ihres Nachbarn zu zählen. Alfred, der, um sein Versprechen zu halten, nicht mehr in Isaura's Wohnung geht, that allerdings sein Möglichstes, eine leichte Neigung für die schmachthende Eudoria zu empfinden, welche ihrerseits nur Jemand wünscht, mit dem sie seufzen kann.

Man ist in der Mitte des September; die Tage werden kurz und die Morgen kalt. Eduard war schon oft bei Isaura, ehe man im Schloß ans Aufstehen dachte, und jeden Tag entdeckte er neue Eigenschaften an dem reinen und lieblichen Kinde, deren Liebe, gleich der Edwards, täglich zuzunehmen scheint. Sagt indeß dieser einmal zu dem Mädchen: „Warum können wir einander nicht ganz angehören? warum uns jeden Tag so trennen?“ so ist ein Seufzer und ein Blick auf das weiße Haus Isaura's einzige Antwort.

Dieses Geheimniß quält ihn; an ihrer Liebe kann er nicht zweifeln, und doch bahnt sich die Eifersucht zu seinem Herzen den Weg. Auf wen sollte er aber

eifersüchtig sein? In Isarens Nähe ist er überzeugt, daß sie unfähig sei, ihn zu betrügen; aber fern von ihr bewegen sich tausend verschiedene Gedanken in ihm, und wider seinen Willen kommen ihm oft die Worte Eudoriens ins Gedächtniß.

Oft, wenn er von dem Mädchen Abschied genommen, schlich er leise wieder zurück. Hinter Bäumen versteckt, sind seine Blicke stets auf ihre Wohnung geheftet. Geht sie heraus, folgt er ihr von ferne; Stundenlang beobachtet er sie; aber immer sieht er sie allein, hinter ihren Ziegen herlaufend oder ruhig auf einem Grasplatze sitzend, öfters nach dem Wege sehend, auf dem ihr Geliebter sich entfernte. Nur wenn ihre Blicke auf das weiße Haus fallen, drückt sich Trauer und Unruhe in ihren Zügen aus; doch verläßt sie deshalb ihren Ruheplatz nicht, und Niemand kommt aus dem geheimnißvollen Hause, um mit ihr zu sprechen.

Obgleich bis jetzt nichts seine geheime Unruhe hätte rechtfertigen können, ist Eduard doch nicht Herr, sie zu überwältigen, so lange er das Hinderniß nicht kennt, das Isaren nicht erlaubt, seine Gattin zu werden. Jeden Tag bittet er sie, ihm zu vertrauen, was sie bei dem weißen Hause zurückhält; doch schweigt sie stets oder erwidert ihm: „Vergib, ich kann nicht sprechen; ... dies Geheimniß gehört mir nicht an, ... warte noch; ... sind wir überdies jetzt nicht glücklich, da wir uns täglich unsere Liebesbetheurungen wiederholen können?“

Ein junges Mädchen kann sich mit diesem Glück

begnügen; ihrem Herzen genügt es, sie kann kein anderes wünschen. Bei einem jungen Liebenden ist es aber nicht ebenso; die Versicherung, geliebt zu werden, die Geliebte in seine Arme zu drücken, ist nicht genug für ihn; mit Blicken und Schwüren allein ist er nicht zufrieden. Eduard fühlt wohl, daß er sich nicht lange werde beherrschen können: er kennt die Gefahren ihrer beiderseitigen Lage, und doch möchte er die junge Blume nicht knicken, ehe es ihm erlaubt wäre, sie zu pflücken.

Nachdem er eines Morgens abermals vergeblich in das Mädchen gedrungen war, ihm das Geheimniß zu enthüllen, verließ er sie traurig und betrachtete mit düsterer Unruhe das weiße Haus.

Das Wetter ist schlecht; bereits umhüllt ein ziemlich dichter Nebel das Thal; nachdem Eduard zum Schein die Straße nach dem Schlosse eingeschlagen hatte, kehrte er wieder um und gelangte auf einem Umweg wieder vor das verlassene Haus.

Eifersucht stahl sich in sein Herz ein, er ist unentschlossen, auf welche Art er entdecken soll, ob Jemand heimlich das weiße Haus bewohne. Er läuft rings um das Haus und den Garten herum. Plötzlich fällt ihm ein, daß es ihm durch Einsteigen in den Garten gelingen könne. Anfangs stößt er diesen Gedanken, als seiner unwürdig, zurück. Durch Ersteigung der Gartenmauern in ein Haus eindringen, ist ein Mittel, das seinem Zartgeföhle widerstrebt. Indes, diese Wohnung steht leer, Niemand wird erfahren, daß er seiner Neugierde nachgegeben. Unwillkürlich blickt er

um sich her; der Nebel läßt Isaura's Wohnung nicht erblicken; demnach kann auch sie unmöglich herüber sehen. Er tritt der Gartenmauer näher, die wohl sechs Fuß hoch sein mag; an mehreren Orten ist sie aber beschädigt; ausgebrochene und hervorragende Steine machen das Hinaufklettern leicht. In einigen Sekunden ist er oben, auf der andern Seite hinab und steht im Garten.

Der Garten war groß aber verwildert; Alles bewies, daß seit langer Zeit keine Hand ihn gepflanzt, kein Fuß ihn betreten hatte. Eduard schritt vorsichtig in dem ersten sich ihm darbietenden Wege fort. Jeden Augenblick verwickelt sich sein Fuß in hochemporgeschoffenes Gras und herüberhängendes Strauchwerk und Baumzweige. In einem etwas weniger verwilderten Bosket sah er eine Ruhbank, die nicht mit Blättern und Staub bedeckt war und wohin ein mehr betretener Pfad führte.

Durch eine unverschlossene Gitterthüre gelangt er in einen Vorhof. Auf dieser Seite des Hauses sind keine Fensterläden angebracht; die Thüre zur Parterrewohnung scheint von Innen nur durch einen Riegel verschlossen zu sein.

Eduard horcht eine Weile, aber nicht der geringste Laut läßt sich im Hause vernehmen. In einem Winkel des Hofes befindet sich ein kleiner Stall, wo noch Stroh und Hafer liegt; Alles deutet auf den Aufenthalt von Pferden hin: doch besonders ins Innere des Hauses seine Blicke zu werfen, ist das brennende Verlangen des jungen Liebenden. Eine zerbrochene

Fensterscheibe an der Parterrewohnung erlaubt ihm, den Flügel aufzumachen und in das Haus zu dringen. Aber noch zaudert Eduard, endlich treibt ihn der Wunsch an, Isarens Geheimniß zu entdecken und bald ist er im Innern.

In den Gemächern vermag er kaum um sich her zu blicken, denn das Wetter ist trüb und da die auf die Straße führenden Fenster fest verschlossen sind, so kommt nur wenig Helle vom öden Garten herein; nach und nach gewöhnt er sich jedoch an dieses Halbdunkel und kann die Gegenstände umher genauer betrachten.

Die Mobilien sind altmodisch, scheinen aber wenig gebraucht, dicker Staub bedeckt sie: auf einem Tische standen indeß die Ueberreste eines Mahls; Teller, ein Glas und eine Flasche mit etwas Wein.

„Wenn dies Haus auch nicht beständig bewohnt wird, sagt Eduard bei sich selbst; so ist wenigstens gewiß, daß man zuweilen hieherkommt: ist es aber ein Mann oder ein Weib, der geheimnißvolle Gast?“

Eine Hausflur trennt die beiden Gemächer zu ebener Erde. Von hier aus führt eine Thüre auf die Straße, eine andere in den Garten: er durchschneidet sie und befindet sich im zweiten Zimmer; es ist wenig möblirt, enthält aber eine kleine Bibliothek. Eduard nimmt auf gut Glück ein Buch heraus, dessen Einband dem völlig gleich ist, das er bei Isaura gesehen.

„Ja, von hier aus erhält sie ihre Bücher! spricht Eduard, dessen Neugierde jeden Augenblick größer wird... Diese Bibliothek ist für sie... Ah! da sind

Sprachlehren, Geschichtswerke, Geographie, Abhandlungen über den Landbau und die Botanik, das Alles wäre sicherlich nicht in einer Bibliothek, wenn man's nicht zum Unterricht irgend einer Person gebraucht hätte... Ja hieher kommt der Erzieher Isarens... was sie mehr als andere Landmädchen weiß, hat sie ohne Zweifel hier gelernt!" Dabei stößt der junge Verliebte einen Seufzer aus, denn er fürchtet, man möchte sein Liebchen nur zu viel gelehrt haben.

„Von hier aus geht Eduard die Treppe hinauf in den ersten Stock. An jeder Thüre steckt der Schlüssel: zuerst tritt er in ein Schlafgemach; das Bett bewies, daß Jemand die Nacht hier zugebracht. Noch beengter betrachtet Eduard Alles aufs Sorgfältigste! der Sekretär ist verschlossen, sowie die Kommode; auf dem Tische aber erblickt er ein Paar kleine Taschenpistolen; er nimmt, untersucht sie: die Waffen sind geladen.

„Pistolen! sagt Eduard bei sich selbst; ein Weib führt solche Waffen nicht!... doch... zuweilen auf Reisen... O! nein! nein!... ein Mann ist's, der heimlicher Weise in dies Haus kommt... Ein Mann! und Isaura will sich nicht von da entfernen!... Sie könne mir ihre Hand noch nicht geben, sagt sie!... Wenn dieser Mann ihr Vater wäre?... Aber sie hat mir erst diesen Morgen wieder gesagt, daß sie nie ihre Eltern gekannt! Nein! ihr Vater ist's nicht... Wer ist denn dies geheimnißvolle Wesen, das einen so großen Einfluß auf sie ausübt?..."

Eduard wirft sich auf einen Sessel; seine Gemüthsbewegung ist so stark, sein Herz klopft mit solcher

Hestigkeit, daß er einiger Erholung bedarf. Seufzend um sich her blickend, spricht er: „Ach! wüßte ich Alles, was hier vorgefallen ist!“

Er legt die Pistolen wieder an ihren Platz; tritt in zwei Nebenzimmer und da er nichts findet, das seine Zweifel aufhellen könnte, denkt er, es sei Zeit, das öde Haus zu verlassen. Er schließt die Thüren wieder ab, geht die Treppe herunter und steigt zu dem Fenster der Parterrewohnung hinaus in den Hof.

Nachdem er noch einen letzten Blick auf das Haus geworfen, springt er über die Gartenmauer wieder ins Freie, sieht sich nach allen Seiten um, und überzeugt, daß ihn Niemand bemerkt habe, entfernt er sich eilenden Schrittes vom weißen Hause, noch unruhiger und aufgeregter, als er es vor dessen Besuche gewesen.

Fünftes Kapitel.

Das Gespenst. — Der nördliche Thurm.

Zwei Tage waren verflossen, seit Eduard das weiße Haus besucht hatte, und des in seiner Seele aufgestiegenen Argwohns ungeachtet, fühlte er doch stets alle quälenden Gedanken verschwinden, wenn er Isaura wieder sah; sie bezeugte ihm eine so wahre Anhänglichkeit, sagte ihm mit so vieler Offenherzigkeit, wie glücklich sie ihre Liebe mache, daß er oft sich schämte, wie er Bewegungen von Eifersucht habe nachgeben können.

Aber Alfred bemerkte, daß Eduard nicht so glücklich war, als man erwarten konnte; öfters schon hatte er ihn um die Ursache seiner Melancholie und Unruhe gefragt; allein Eduard antwortet stets: „Ich habe nichts, lieber Alfred, doch Du weißt, Liebende sind nie ganz zufrieden! ... Hätte ich irgend einen reellen Gegenstand zur Kummerniß, wem könnte ich es besser vertrauen als dem, der mir seine Liebe zum Opfer brachte?“

Noch ein Tag, und Fräulein de la Pincerie soll die Gemahlin Robineau's werden. Alle Urkunden sind ausgefertigt, die Geschenke gekauft, die Toiletten bereit. Die Feierlichkeit soll in der Stadt vor sich gehen, und das Ehepaar wieder auf das Schloß zurückkommen, wo das Hochzeitmahl gehalten wird. Mehr in der Ordnung wäre es gewesen, daß die Familie de la Pincerie in ihrem Hause in der Stadt bliebe, und der Zukünftige von dort seine Gattin abhole. Aber unter die ökonomischen Plane des Herrn Marquis gehörte auch der, sein Haus mehr zu halten, und beständig das Schloß seines Schwiegersohns zum Wohnsitz zu nehmen, daher die ganze Familie darin einquartirt blieb. Da der Herr Marquis der Meinung war, daß nur geringe Leute an ihrem Hochzeitstage tanzen, kam man überein, keinen Ball zu geben; doch erhielt Robineau von seinem künftigen Schwiegerpapa die Erlaubniß, an diesem Tage keine Whistpartie machen zu dürfen.

Seit einer Stunde hatten sich die Bewohner des Schlosses in ihre Gemächer zurückgezogen, sich der

Ruhe zu überliefern. Robineau, sich selbst überredend, daß er sehr verliebt und es eine große Ehre für ihn sei, in die Familie eines Marquis zu treten, denkt, daß er morgen die stolze Cornelia zum Altar führe, daß wahrscheinlich die ganze Stadt in die Kirche strömen werde, die Feierlichkeit zu sehen, und daß man lange davon sprechen werde. Cornelia denkt nur an die beiden Toiletten dieses Tages und an den Reiz und Aerger der Frauenzimmer, die sich schmeichelten, von Robineau gewählt zu werden, auch sagt sie sich selbst, daß sie Dame und Herrin des Schlosses werde, und nimmt sich vor, die ihr hienach zustehenden Rechte wohl zu benützen. Eduard beschäftigt sich kaum mit der bevorstehenden Hochzeit. Alle seine Ideen, alle seine Wünsche und Neigungen sind auf das kleine Thal, welches Isaura umschließt, und auf das weiße Haus gerichtet, und zu viele Gedanken gehen in ihm um, als daß er leicht Ruhe finden könnte. Der Marquis und sein Bruder Herzchen liegen bereits in tiefem Schläfe: der Eine träumt von einem Mittel, die Kinder mit Dampf groß zu ziehen, der Andere sucht Stecknadeln in einem Bund Heu. Was Alfred und Eudoxia betrifft, so kann ich nicht gerade sagen, was sie machen.

Plötzlich ertönt in dem von der Dienerschaft bewohnten Gebäudeflügel heftiges Geschrei. Es war die Stimme Benedikts, welcher die Küchenjungen, die Köchin und den Pförtner aufweckte. Er schreit so sehr die Furcht es ihm erlaubt: „Steht auf! ... seht nach dem Thurm! ... da unten! da oben! ...

das Gespenst! Diesmal wird man nicht sagen, ich sei verblendet! ..."

Jungfer Gaul sprang ans Fenster und erblickte in der That ein Licht in dem verlassenen Thurme; nun stimmt sie mit in das Geschrei Benedikts ein: „Da ist etwas! ... vielleicht ein Dieb, man muß das Licht arretiren!“

Bald ist die ganze Dienerschaft auf den Beinen; und da Herr vom Schwarzenfels gesagt hatte, er werde sie aus dem Hause jagen, wenn sie nicht entdecken, was ihnen Furcht mache, glauben sie ihren Herrn aufzuwecken und ihm die Sache mittheilen zu müssen. Man läuft nach der großen Galerie des ersten Stockes, in welche die Herrenzimmer führen. Bei dem Geschrei des Gesindes wacht Robineau auf. In der Meinung, es sei Feuer im Schlosse ausgekommen, klingelt er Franz, und sein erstes Wort an den Eintretenden ist: „Spritzen! schnell Spritzen! ...“

„Feuerspritzen für das Gespenst, Herr?“ fragt Franz verwundert.

„Das Gespenst! ruft Robineau aus, seine Füße wieder in's Bett zurückziehend, aus dem er schon halb heraus war. Wie! ... hat man etwas Erschreckendes gesehen?“

„Im nördlichen Thurm sieht man ein Licht, Herr! — Ein Licht! ... Teufel! ... Franz, wecke augenblicklich die Herrn auf ... das ganze Haus! ... Ich gehe sogleich aus dem Bett ...“

Franz lärmte an der Thüre Alfreds, aber Niemand antwortet. Bald gehen indeß alle Thüren auf,

die Eudoria's ausgenommen. Eduard schlüpft in die Hosen und erkundigt sich nach der Ursache des Lärms. Cornelia erscheint im Nachtkleid, über welches sie in der Eile einen großen floretseidenen Shawl geworfen hat, mit einem Licht in der Hand. Auch Herr Ferulus kommt herbei, gefolgt von Jeannetten, die man bis jetzt nicht gesehen hatte und die über ihrem Hemde eine alte schwarze Weste angezogen hat, die nichts weniger als einem Nachtleibchen gleichsieht; während Herr Ferulus eine Schlafhaube auf dem Kopfe hat; man ist jedoch gerade zu sehr in Aufregung, um dies zu bemerken. Man fragt einander aus, und schreit durcheinander. „Das Thurmgespenst! schreit das Gefinde, während Fräulein Cornelia unaufhörlich ihrer Schwester ruft, wobei sie sagt: Und warum steht denn Herr Alfred nicht auf?“

Robineau erscheint in Unterhosen, zwei Pistolen im Gürtel, eine Flinte in der linken und ein Rasirmesser in der rechten Hand.

Endlich macht Eudoria ihre Thüre halb auf und sagt mit schwacher Stimme: „Warum pocht man denn so bei mir? ... wie abscheulich, mich so plötzlich aufzuwecken! ... ich werde vierzehn Tage davon krank sein! ... Ich laufe dem Gespenst sicherlich nicht nach! ... laßt mich doch schlafen, ich bitte ... ich habe mein Kopfsweh.“

„Du wirst Dein Kopfsweh ein andermal haben, liebe Schwester, versetzt Cornelia, da aber Jedermann aufsteht, kannst Du es wohl ebenso machen.“

Eudoria ist sehr ärgerlich, endlich kommt sie aus.

ihrem Zimmer hervor, halb durch einen über die Schultern geworfenen Pelz bedeckt, bleibt jedoch besorgt unter ihrer Thüre stehen. In diesem Augenblick stürzt die ganze Dienerschaft mit fürchterlichem Geschrei und dem Rufen: „Da ist es! da kommt es!“ übereinander her und flüchtet sich an das andere Ende der Galerie, während von der entgegengesetzten Seite sich eine lange weiße Gestalt majestätisch einherbewegt, welche indeß Niemand anders ist, als der Herr Marquis de la Pincerie, der mit seiner langen dünnen Figur, seinem im Winde flackernden Hemde und seiner weißbaumwollenen Nachtmütze recht gut für ein Gespenst gelten kann.

Schon hat Robineau seinen künftigen Schwiegervater auf's Korn genommen, als sich dieser durch Husten und Räuspern zu erkennen gibt.

„Das ist der Herr Marquis! ruft Robineau aus, ich glaube, diese Schurken da sind toll geworden.“

„Allerdings bin ichs, versetzt Herr de la Pincerie, der im Hemd ebenso stolz einherschreitet, als ob er eine Gallauniform trüge: Was ist denn vorgefallen? ... Wird das Schloß belagert und gestürmt?“

„Ja, was gibt es denn,“ fragte Alfred, der während des letzten Lärms plötzlich unter den Andern erschienen war, ohne daß man wußte, woher er kam.

„Ah! da sind Sie, mein Herr! sagte Cornelia spöttisch; für einen galanten Mann kommen Sie den Damen sehr spät zu Hülfe.“

„Ich dachte, mein Fräulein, daß man vor Allem wenigstens die nöthige Kleidung anlegen müsse.“

„Ja, sagt Herr Ferulus vortretend, vor Allem der Anstand und Büchtheit; denn...“

Herr Ferulus bringt seinen Satz nicht zu Ende, denn so eben erblickt er bei Jeannetten eine schwarze, sehr kenntliche Weste. Er zieht das Mädchen mit sich fort an eine dunkle Stelle der Galerie, und während ihm diese die Schlafhaube abnimmt, zieht er schnell die Weste an mit den Worten: *Errare humanum est, Jeannette.*“

„Kurz, warum dies Geschrei, dies Gepolter?“ wiederholt Eduard.

„Das Gespenst, der Geist geht wirklich im Thurm umher, Herr!“ sagt Benedikt.

„Wir Alle haben ein Licht gesehen,“ ruft die gesamte Dienerschaft zu gleicher Zeit.

„Nun wohl! sagt Alfred, so muß man den Thurm visitiren, das ist Alles.“

„Recht, bemerkt Robineau, man muß alle diese Hasenfüße in den Thurm schicken.“

„Wo ist denn aber mein Onkel Herzchen? fragt Cornelia, er allein ist nicht aufgestanden.“

„Er wollte nicht unter seiner Decke hervorkriechen, erwidert der Marquis, umsonst sagte ich ihm, er solle aufstehen... noch nie zeigte er solche Festigkeit.“

„Lassen wir Onkel Herzchen unter seiner Decke, versetzt Eduard, und gehen wir nach dem Thurm. Vorwärts, Pförtner, Ihr wißt den Weg, führt uns.“

Herr Cunette ist nicht mehr so ungläubig, seit er das Licht gesehen, er zeigt großen Widerwillen, die jungen Leute zu führen, und die übrigen Diener haben

ebensowenig Lust, sie in den Thurm zu begleiten.
— „Wer wird aber uns bewachen, meine Herrn? fragt Eudoria, denn wir gehen doch nicht mit Ihnen in den entsetzlichen Thurm.“

„Ich lege mich wieder zu Bette, bemerkt der Marquis, denn ich fühle ein kühles Lüftchen, das mich erkältet, und wenn ich gewußt hätte, daß nur von Gespenstern die Rede ist, wäre ich wie Herzchen in meinem Bette geblieben.“

„Meine Damen, ich werde Sie bewachen, ich, ruft Robineau, ich weiche nicht von der Stelle, ich will Sie keine Minute verlassen.“

Die Damen schienen durch Robineau's Gegenwart nicht sehr beruhigt. Einer der beiden Freunde soll ihnen durchaus noch Gesellschaft leisten. Alfred ist aber schon auf dem Wege, indem er Cunette zwang, vor ihm herzugehen. Eduard muß daher zurückbleiben, während Robineau zu seinen übrigen Dienern sagt: „Geht hinter Alfred drein und ruft mich bei der geringsten Gefahr... es ist doch recht unangenehm, am Vorabend der Hochzeit nicht ruhig schlafen zu können!“

Die Diener geben ein Zeichen des Gehorsams, aber am Ende der Galerie angelangt, machen sie links um und flüchten nach der Küche.

Alfred stieg inzwischen mit Cunette, in einer Hand ein Licht, in der andern Hand eine von Robineau's Pistolen, die nach dem Thurm führende Treppe hinab.

„Nun macht die Thüre auf, sagt er zum Pförtner. — Diese Thüre soll ich aufmachen... der Herr

will also durchaus da hinein? ... — Gewiß. — Wir sind aber nur unserer zwei, Herr! die andern feigen Tropfen sind davon gerannt. — Wir sind unserer genug, einen Spitzbuben festzunehmen, wenn wirklich einer in diesem Gebäude ist. — Wenn aber mehr als einer da wäre, Herr? — Dann, schreien wir nach Hülfe. — Ja, aber ehe diese herbeikommt ...! — Macht doch auf! ... — Ich finde den Schlüssel nicht, mein Herr! ... werde ihn in meinem Zimmer gelassen haben."

Ungeduldig stößt Alfred die alte Thüre durch einen tüchtigen Fußtritt ein, zur großen Verwunderung des Pförtners. Während dieser seine Betrachtungen darüber anstellt, geht Alfred die Wendeltreppe hinauf, und wie Herr Cunette dies sieht, sucht er, statt ihm zu folgen, seine Kameraden auf.

Alfred tritt in die alten Gemächer des ersten Stocks, worin er Niemand findet; Alles ist noch in derselben Ordnung, wie bei seinem ersten Besuch mit Robineau. Beim Herausgehen bemerkt er, daß auch der Pförtner ihn verlassen; nichts destoweniger setzt er seine Nachsuchungen fort und steigt weiter hinauf, da er auch hier Niemand findet, begibt er sich nach dem noch höher liegenden sogenannten Arsenal, vor dessen Thür er deutlich Jemand im Innern auf und abgehen hört.

Alfred steht still, spannt den Hahn, horcht: Alles ist wieder ruhig. Rasch öffnet er die Thüre dieses Gemachs, worin völliges Dunkel herrscht; ... in einer Ecke des Saals bemerkt er indeß eine unbewegliche

Figur, auf die er zugeht und sein Licht vorhaltend, erkennt er bald den Bagabunden, der ruhig in einem alten Lehnstuhl saß.

Alfred war überrascht und der Fremde sagte lächelnd: „Mich glaubten Sie hier nicht zu finden, nicht wahr?“

„Wahrhaftig nicht, erwiderte Alfred, sein Licht neben sich niederlegend. Was macht Ihr aber in diesem Thurm ... wie seid Ihr bei Nacht in dies Schloß gekommen? kurz, was sucht Ihr hier? antwortet, und versucht nicht, mich zu hintergehen ...“

„Was ich hier thue? ... Sie sehen! ich ruhe aus! Wie ich hereingekommen bin? ... o! ganz einfach, durch die Thüre, denn ich bin nicht so geschickt, durch Thürschlösser zu spazieren, wie die Dummköpfe im Schloß glauben ... Was ich hier suche? ... heute Sie, mit dem ich etwas insgeheim zu reden habe; und da ich Sie nicht mehr im Gebirge treffe, weil Sie das Schloß nicht mehr verlassen, mußte ich Sie wohl hier auffuchen; und meine Absicht war, diese Nacht leise an die Thüre Ihres Schlafgemachs zu klopfen.“

Die Ruhe und Kaltblütigkeit, mit welcher der Unbekannte spricht, vermehren Alfreds Verwunderung noch; er kann nicht voraussetzen, daß ein Uebelthäter, ein Mensch, der in der Absicht zu stehlen gekommen wäre, so ruhig mit ihm sprechen könnte; überdies gibts in dem alten Thurm nichts, das die Habsucht zu reizen vermöchte, auch erinnert er sich noch, daß der vor ihm Stehende kurz zuvor eine volle, ihm angebotene Goldbörse ausschlug.

Der Fremde, der die Gedanken des jungen Mannes zu errathen schien, sagt zu ihm: „Sie können nicht denken, daß ich in der Absicht zu stehlen in dies Schloß gekommen sei; seit Sie es mit dem neuen Besitzer bewohnen, sind wenige Nächte vergangen, ohne daß ich in diesem Thurme schlief; nie aber habe ich gewünscht, in einen andern Theil des Schlosses zu gehen, was mir indeß eben so leicht gewesen wäre ... Nein, dieser Ort allein gefällt mir ... Jugenderinnerungen knüpfen sich daran ... einst wohnte ich hier zur Zeit der alten Edeldame, von welcher Sie wohl gehört haben; ... da ich sah, daß dieser Thurm völlig unbewohnt blieb, sah ich kein großes Unrecht darin, zuweilen Nachts eine Zufluchtsstätte zu suchen, an diesem Orte ... wo ich einst ... so gut schlief! ...“

Der Ton des Fremdlings war bei den letzten Worten langsam und traurig geworden und ganz versunken in seine durch dies alte Gemach hervorgerufenen Erinnerungen, schweifte sein Blick über die von der Zeit geschwärzten Mauern, über die verrosteten Waffenstücke, die noch in einigen Ecken umherlagen. Ein Seufzer entstieg seiner Brust ... seine Augen wurden feucht und alle seine Züge drückten das Elend der Gegenwart und den Schmerz über das Dahinschwinden der glücklichen Vergangenheit aus.

Alfred konnte sich einer innern Bewegung beim Anblick dieses sonderbaren Menschen nicht erwehren. „Aber, sagte er nach einer Weile, auf welchem Wege gelangt Ihr denn ins Schloß? ...“

„Auf einem sehr einfachen: im Garten bei dem

kleinen Pavillon, hinter der Statue des Mars, ist eine kleine, wie es scheint in Vergessenheit gerathene Pforte, die ins Freie führt und zu der ich zufällig noch den Schlüssel habe. Durch diese gelange ich in den Garten; von da ist es nicht schwer, hieher zu kommen, wenn man der großen Allee und dann der Terrasse folgt und ohne durch die Thüre einzutreten, wie Sie, kann man durch die untern in die Gemächer des ersten Stocks heraufkommen."

"Ihr kennt, wie ich sehe, das Schloß sehr genau und wahrscheinlich besser als der neue Eigenthümer."

"In meiner Kindheit habe ich so oft diese Gänge durchwandert! ... diese geheimen Wege! ... Sie gefielen mir! ... dieses gothische Schloß schien mir sehr geeignet zu den wunderlichen Abenteuern, die ich in Ritterromanen las; und ich wäre entzückt gewesen, wenn ich ein Gespenst in den untern Hallen dieses Thurms getroffen hätte; aber dieses Vergnügen ward mir nie zu Theil."

"Als Ihr mit dem Licht umherliefet, hättet Ihr doch denken sollen, daß man Euch bemerken werde."

"Nur zweimal zündete ich dieses Laternchen an; ich dachte, Alles im Schloß schlafe, man sehe daher mein Licht nicht. Ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, verschiedene Gegenstände, die mir ... welche ehemals den Bewohnern dieses Schlosses gehörten, wieder einmal zu betrachten; und da der Mond nicht immer scheint, so war es ziemlich schwer, ohne Licht meine Neugierde zu befriedigen."

"Wißt Ihr, daß wer Euch außer mir bei Nacht

an diesem Ort getroffen hätte, Euch festnehmen ... vielleicht ins Gefängniß hätte werfen lassen ..."

"Was kann der noch fürchten, mit dem es so weit gekommen ist, wie mit mir! ... Ueberdies wußte ich sehr gut, daß, Sie und Ihren Freund ausgenommen, Niemand vom Schlosse in Versuchung gerathen wäre, Nachts in diesen Thurm zu kommen; und wenn ich sie sogar Alle aus dem Schloß hätte vertreiben wollen, durfte ich nur Nachts mit einem Leintuch über dem Kopf, im bewohnten Flügel umhergehen; ich stehe dafür, der gegenwärtige Besitzer hätte zuerst die Flucht ergriffen; aber ich wiederhole Ihnen, es kam mir nie in den Sinn, weder Jemanden zu erschrecken, noch etwas zu entwenden; wenn ich dem alten Gärtner einmal Furcht einjagte, so geschah das ohne meinen Willen; ich dachte nicht, ihn noch so spät im Garten zu treffen."

"Ich glaube Euch. Doch kommen wir auf das was mich betrifft: Ihr sagt, meinetwegen seiet Ihr heute hieher gekommen? ... Was habt Ihr mir zu sagen? spricht."

Die Züge des Fremden verloren den Ausdruck, den ihm die Erinnerungen an die Vergangenheit gegeben zu haben schienen, und nahmen jetzt den ihnen eigenthümlich gewordenen wieder an: "Ja, entgegnete er bitter lächelnd, wir wollen darauf zurückkommen ... die Gegenwart muß wichtiger sein, als Alles, was nicht mehr ist und nicht wieder kommen kann. Es scheint, daß Ihr gänzlich auf die Eroberung der kleinen Ziegenhirtin verzichtet habt, da

Ihr sie Eurem Freunde abtrachtet und sie nicht mehr besucht."

"Was geht das Euch an! ... bin ich Euch Rechenschaft über meine Gefühle schuldig? Wenn Ihr mich in der Absicht, Eure niederträchtigen Vorschläge zu erneuern, zu sprechen wünschet, so bemüht Ihr Euch vergeblich! ... und ich verbiete Euch..."

"Nun! nun! ... nur ruhig, Herr Baron! ich will Sie keineswegs verführen, sondern möchte Sie nur überzeugen, daß ich mich in meinem Urtheil über die Kleine, deren Unschuld zu entehren Sie sich scheuten, nicht getäuscht hatte ... die sich von Ihrem Freunde will heirathen lassen! ... Ich wußte wohl, daß etwas dahinterstecke ..."

"Was wißt Ihr Neues über Isaura? ... erklärt Euch. — Ihr Geliebter ist da. — Ihr Geliebter? — Oder wenigstens der Mann, der für sie sorgt ... Nennen Sie ihn, wie's Ihnen beliebt; ... ich wußte gewiß, daß plumpe Bauern dem jungen Mädchen die artigen Manieren nicht beibringen konnten, welche Sie so sehr entzückten. Kurz, ihre Erziehung ... ihr Wohlstand konnte nur von einem Manne kommen, der sie liebt, und sie wahrscheinlich aus Eifersucht in diesem Gebirge verborgen hält, wo er hofft, daß man seinen Schatz nicht entdecken werde. Nun denn! ich wiederhole Ihnen, dieser Mann ist heute Abend angekommen."

"Habt Ihr ihn bei Isaura gesehen? — Bei Isauran! o! nein, man ist vorsichtig! ... Man geht nicht zu dem Mädchen, man fürchtet, sich zu compromit-

tiren oder Jemand dort zu treffen . . . und aus den Vorsichtsmaßregeln dieser geheimnißvollen Person ist leicht abzunehmen, daß man sich davor fürchtet . . . — Kurz? — Das weiße Haus ist das Stelldichein der Liebenden. — Das weiße Haus? — Ja, ob es dem Unbekannten angehört, weiß ich nicht, so viel ist aber gewiß, daß er die Schlüssel dazu hat. Diesen Abend langte er dort an und bald flimmerte ein Licht an einem Fenster. Als bald verließ die Kleine, die seit einiger Zeit ununterbrochen auf der Lauer war, ihre Wohnung, und begab sich eilig nach dem weißen Hause; ein Mann, . . . den ich sehr gut bemerkte, denn ich war ganz nahe dabei versteckt . . . öffnete ihr die Thüre; sie tritt ein; was sie hierauf thaten, kann ich Ihnen nicht gerade sagen, aber erst nach Verlauf einer guten Stunde ging die Thüre wieder auf, und die Kleine kehrte nach zärtlichem Abschiede wieder in ihr Häuschen zurück. Da wäre nun der Schlüssel zu allen Geheimnissen! . . . die sehr natürliche Ursache des Schreckens der Bergbewohner! . . . das endlich, warum die Kleine allein das weiße Haus nicht fürchtete! . . . So ist's beinahe immer! . . . viel Geschrei und wenig Wille . . . Wunderbares, das in der Nähe betrachtet, nur noch etwas sehr Gewöhnliches ist."

Alfred hat dem Bagabunden aufmerksam zugehört. Es kostete ihm viel Mühe zu glauben, daß Isaura, die ihm stets so offen und unschuldig erschien, ihn so sehr habe hintergehen können. „Wißt Ihr das Alles gewiß, was Ihr mir da meldet?“

fragte er endlich, den vor ihm Stehenden fest in's Auge fassend.

„Wenn Sie mir nicht glauben, so überzeugen Sie sich selbst . . . Es ist nicht zu vermuthen, daß dieser Mann nur für einen Tag in diese Gegend gekommen ist. Ihre Augen werden Ihnen alsdann beweisen, daß ich wahr geredet; . . . und Sie werden bedauern, meinen Rath nicht befolgt zu haben; es wird Sie reuen, daß Sie so viele Umstände mit einer feinen Betrügerin machten, die sich über Sie und ihren Freund lustig macht; doch ich wiederhole Ihnen, noch ist es leicht, die verlorene Zeit wieder einzubringen!“

Bei diesen Worten ergriff der Fremde sein Laternchen und verschwindet durch eine geheime Thüre, noch ehe Alfred, der in Gedanken versunken da stand, seine Abwesenheit bemerkt hatte. Erst nachdem er nach mehreren Minuten um sich her blickte, gewahrte der junge Marcey, daß er sich allein im Thurm befand. Jetzt denkt er daran, daß die Schloßbewohner verwundert und vielleicht unruhig sein müssen, ihn nicht zurückkommen zu sehen. Gerne hätte er mit dem Fremden noch mehr gesprochen und besonders ihm verboten, bei Nacht das Schloß wieder zu besuchen, allein er ist nicht mehr da und Alfred entschließt sich, den Thurm gleichfalls zu verlassen.

Man war in Cornelia's Zimmer versammelt; die Damen wurden unruhig, Eduard wollte Alfred abholen, Herr Ferulus citirt die Autoren, welche das Dasein von Gespenstern läugnen und Robineau hat

noch immer das Rasirmesser in der Hand und wiederholt: „Es ist sehr hart, sich am Vorabend der Hochzeit so zu ermüden ... nicht wahr, theuerste Braut?“

Die Braut antwortete nicht, oder verzog das Gesicht und Robineau sprach bei sich selbst: „Zweideutige Worte liebt sie nicht ... Die Schamhaftigkeit selbst!“

Endlich kommt Alfred und man bestürmt ihn mit Fragen — „Gab es etwas? Ist's ein Gespenst? — Ist's ein Dieb? — Ist's etwas Entsetzliches?“

„Es ist gar nichts, erwidert Alfred, ich fand den Thurm leer und Alles an seinem alten Platze. Hieraus darf man schließen, daß das geschene Licht nur eine Abspiegelung des Mondes auf den Fenster-scheiben ist.“

„Diesen Abend scheint der Mond nicht,“ sagt Robineau.

„Nein! ... dann mag's gewesen sein, was es will; doch versichere ich Sie, meine Damen, daß Sie ruhig schlafen können und kein Kobold Sie am Fuße ziehen wird.“

Man muß mit Alfreds Reden zufrieden sein, doch bemerkt man, daß er weit weniger heiter ist, als als er sich in den Thurm begab; er bleibt aber bei der Behauptung, nichts gesehen zu haben und man entschließt sich, wieder ins Bett zu gehen; Eudoria, sich beklagend, daß man sie ohne Ursache aufgeweckt habe, Cornelia, indem sie Alfred nachsieht, um sich zu überzeugen, daß er in sein Zimmer geht, dieser,

Eduard traurig anblickend, da er nicht weiß, ob er ihm die Worte des Bagabunden mittheilen soll; Robineau endlich, mit dem Rasirmesser in der Hand, als ob er geschworen hätte, den Gespenstern seines Schlosses den Bart zu scheeren.

Sechstes Kapitel.

Robineau's Hochzeit.

Alfred dachte die ganze Nacht über die Worte des Bagabunden nach; er weiß nicht, ob er Edwards Glück stören soll, indem er ihn von der Aufführung Isaurens unterrichtet. Er selbst will sich vorher von der Wahrheit des Gehörten überzeugen. Er nimmt sich fest vor, Eduard keine unauflösllichen Bande knüpfen zu lassen, ehe dies Geheimniß aufgeklärt ist, aber noch fühlt er nicht den Muth in sich, seinen Freund zu betrüben. Zudem ist man heute zu sehr mit Robineau's Hochzeit beschäftigt, um Muße zu einer Unterhaltung ohne Zeugen zu haben.

Eduard selbst mußte ein großes Opfer bringen, er konnte Isaura nicht besuchen, da Robineau ihn gebeten, bei der Gesellschaft zu bleiben und seiner Schwägerin den Arm zu reichen; denn die Ordnung und der Gang der Ceremonien sind schon seit lange festgesetzt. Er will, daß Alles bei einander sei, und noch glaubt er nicht genug Zeugen seines Glücks zu haben.

Um zehn Uhr soll die ganze Gesellschaft beim Frühstück versammelt sein, zu welchem der Chevalier von Tantignac, Herr Berlingue und ein alter Rentier, ein Freund des Marquis, eingeladen sind.

Die Diener haben ihre Gallalivree angelegt; Herr Ferulus ließ seine großen Sonnenknöpfe auf seinen Frack nähen und hat ein Gedicht in jeder Tasche. Robineau ist schwarz vom Kopf bis zu den Füßen, hält sich ganz steif und lacht nicht, weil der Marquis ihm sagte, daß man an seinem Hochzeitstage nicht ernst genug sein könnte. Onkel Herzchen endlich hat sich mit einer Partie Stecknadeln versehen, weil er dachte, daß bei einer Hochzeit nothwendig etwas losgehen müsse.

Cornelia ist prachtvoll gepuht und Robineau, von ihrem Anblick ganz hingerissen, tritt einige Schritte zurück und sagt zu Alfred: „Gott, wie blendend!“ Herr de la Pincerie ergreift die Hand seiner Tochter, führt sie Robineau zu und sagt ihm mit beinahe drohendem Tone: „Herr vom Schwarzenfels, ich übergebe Ihnen ein prächtiges ... vortrefflich erzogenes Mädchen! ... entsprossen aus erlauchter Familie. Ich hoffe, Sie werden sich der Ehre dieser Verbindung würdig zeigen. Wenn ich aber vernähme, daß meine Tochter unglücklich wäre ... daß sie sich über ihren Gemahl zu beklagen hätte! ... Meiner Seel! Herr vom Schwarzenfels, dann wollte ich ein Wort mit Ihnen sprechen ... — Sie soll glücklich werden, theurer Schwiegervater, sie soll's werden ... und ich hoffentlich auch! rief Robineau aus, der zu

fürchten schien, die Ruthe zu erhalten, wenn er nicht brav ist. Aber das Frühstück wartet auf uns und unsere Augenblicke sind gezählt."

Gegen das Ende der Frühstückszug Herr Ferulus ein großes Papier aus der Tasche und schickte sich an zu lesen, als der Marquis mit feierlichem Tone sagt: „es ist Zeit, nach der Stadt zu fahren."

Herr Ferulus schiebt sein Gedicht wieder ein. Alles steht auf und man setzt sich in die drei vorhandenen Wagen: Eduard mit der Braut, Eudoxia und dem Schwiegervater in die Karosse; Alfred und die drei Zeugen in den Charabanc, und Robineau mit Onkel Herzchen und Herrn Ferulus in die Postchaise. Da jedoch vor letztere der hinkende Gaul gespannt ward, konnte sie den beiden andern nicht folgen, und als Robineau die Karosse des Marquis nicht mehr erblickte, rief er aus: „Ach, mein Gott!... ich werde zu spät kommen, man wird auf mich warten müssen... das wäre sehr unangenehm..."

„Gnädiger Herr, versetzt Ferulus, Sie können gewiß sein, daß die Ceremonie nicht ohne Sie beginnt."

„Wohl... aber der Herr Marquis wird mich zanken. — Nicht unsere Schuld, wenn das Pferd nicht schneller laufen will. — Ganz recht... Onkel Herzchen, Sie sind Zeuge, daß die Schuld am Pferde liegt. — Ja, ja, ja, antwortet Herzchen; o! das Pferd ist's!..."

„Dieser Kerl da verheirathet sich nicht!" sagt Robineau, aus Leibeskräften auf das arme Thier lospeitschend.

„Alsdann würde er noch mehr hinken,“ murmelt Ferulus ganz leise vor sich hin.

„Ach! meine Herren ... der Hochzeitstag ist ein sehr wichtiger!“ fährt Robineau mit einem Seufzer fort.

„Ein Tag, der zum memento dient, gnädiger Herr ... est pater ille quem nuptiæ demonstrant.“

„Ja, ja, ja,“ erwidert Herzchen lächelnd.

„Ich gestehe, ich hielt mich für stärker ... stoischer ... aber meine Zukünftige ist so hinreißend ... das verwirrt mich so sehr ... daß mein ganzer Körper in Aufregung ist! ... Meine Herren, verzeihen Sie ... halten wir einen Augenblick, ich muß absteigen.“

Robineau steigt ab und geht hinter eine Hecke, während Ferulus sagt:

„Homo sum et humani a me nihil alienum puto!“

Nachdem Robineau wieder aufgestiegen ist, nimmt er, sich an Ferulus wendend, wieder das Wort: Die Liebe, das Glück, machen einen sonderbaren Eindruck auf meine Sinne! ... Sie wissen das nicht, Sie waren vielleicht nie verheirathet?“

„Verzeihen Sie, gnädiger Herr, ich ehlichte mich ein Mal ... und hatte daran übergenug.“

„Und Sie, Onkel Herzchen? haben Sie sich nicht verheirathet? — Ich! ... nein ... ich glaube nicht ... O! nein, nein! ... das ist mir nie passirt ...“

Robineau läßt aufs Neue anhalten, steigt ab und schlüpft hinter ein Gebüsch. Herr Ferulus nimmt eine Priße und ruft aus:

„Naturam expellas furca tamen usque recurret!“

Bald erscheint Robineau wieder, und um die verlorenene Zeit einzubringen, peitscht man wacker auf das arme Pferd los, welches aber darum nicht schneller geht; der zukünftige Ehemann verzweifelt beinahe, indem er sagt: „Der Herr Marquis wird sehr zornig ... sicherlich ist man schon auf der Mairie und wartet auf uns ... Meine Herren, Sie sind Zeugen, daß die Schuld am Pferde liegt.“

„Hat noch eine andere Ursache, sagte Ferulus zu Herzchen, von der sprechen wir aber nicht.“

Eine Viertelstunde von Saint-Amand läßt Robineau abermals halten und steigt mit dem Ausruf ab: „Es ist in Wahrheit fürchterlich! ... ich weiß nicht, was das heißen will!“

„Muth, gnädiger Herr! tröstet Ferulus: Labor improbus omnia vincit! ...“

„Was hat er denn, daß er so oft absteigt?“ fragte Herzchen, als Robineau fort war.

„Was er hat! ... Wie! das haben Sie noch nicht gemerkt ... Zum Henker, er hat una bilis suffusio! ... Er sagt, es sei eine Wirkung der Liebe ... Wenn indeß diese Wirkung vierundzwanzig Stunden anhält, wird es ihn jedenfalls in eine falsche Stellung bringen! ...“

Endlich steigt Robineau wieder ein und man kommt in der Stadt an. Der Zukünftige erkundigt sich nach der Karosse seines Schwiegervaters; man sagt ihm, dieser sei seit einer starken halben Stunde auf dem Mairie, wo die Braut und die ganze Gesellschaft

auf ihn warte, auch habe man schon zwei Personen abgesandt, um zu erfahren, was aus ihm geworden sein möge.

Robineau treibt sein Pferd mit Peitschenhieben an, steuert auf die Mairie zu und ruft aus: „Was wird man sagen? ... Der Herr Marquis ist vielleicht beleidigt! ... Und meine Zukünftige! ... wenn sie böse wäre! ... Glücklicherweise sind meine Freunde bei ihr! ...“

Man kommt auf die Mairie. Mit wüthender Geberde schritt der Marquis im großen Saale auf und ab; die jungen Leute unterhielten sich mit den Damen; Herr Berlingue machte bereits Epigramme über das Zögern des Zukünftigen; der alte Rentier hatte nur das bevorstehende Mittagsmahl vor Augen; der Chevalier von Tantignac endlich sagte, um den Herrn de la Pincerie zu besänftigen: „Als uns bei der Heirath einer meiner Cousinen der Bräutigam nur fünf Minuten warten ließ, hatte die Verlobte bei seiner Ankunft bereits einen Andern geheirathet, um ihn zu lehren, ein andermal flinker zu sein.“

Doch Robineau erscheint mit seinen beiden Gefährten. „Herr vom Schwarzenfels, rief der Marquis aus, mit seinem Stock auf den Boden stampfend, wissen Sie, daß es unschicklich ist, Leute, wie wir sind, warten zu lassen? ... — Mein theurer Schwiegervater, nicht ... — Wen glauben Sie denn zu heirathen, mein Herr? Meinen Sie, Sie hätten es mit einem gemeinen Bürgermädchel zu thun? — Nein gewiß nicht, Herr Marquis, aber ich ... — Aber

Sie verdienen, daß ich Ihnen die Hand meiner Tochter nicht mehr gewährte, um Sie zu lehren, uns eine Stunde lang in der Langeweile hinzuhalten. — Mein sehr geehrter Schwiegervater ... da sind meine Zeugen ... Fragen Sie Ihren Bruder Herzchen und Herrn Ferulus, sie werden Ihnen sagen, daß wenn ich nicht bald gekommen bin, es nicht aus Mangel an Lust geschah."

"Ja, so ist es, bemerkte Ferulus, an der Lust hats nicht gefehlt!"

"Unser Pferd allein, fährt Robineau fort, theilte unsere Ungeduld nicht ..."

"Ja, ja, sagte Herzchen, das Pferd ... und ... belis suffu ..."

Robineau tritt Herzchen auf den Fuß und zerquetscht ihm zwei Hühneraugen, um ihn zum Schweigen zu bringen, worauf er aber im Gegentheil schreit wie ein Besessener; man hört jedoch nicht mehr auf diesen und schreitet zum Civilakt. Hierauf setzt man sich wieder in den Wagen, um nach der Kirche zu fahren, die zwar nur einige Schritte von da entfernt ist; allein man hält es nicht für schicklich, zu Fuß anzukommen. Der Bräutigam verschwand indeß beim Herausgehen aus der Mairie und man kommt ohne ihn zur Kirche. Hier bemerkt der Herr Marquis die abermalige Abwesenheit seines Schwiegersohns; und da die Kirche mit Leuten vollgepfropft ist, weil in einer kleinen Stadt eine Hochzeit Aufsehen macht, ist Herr de la Pincerie ganz rasend gegen Robineau,

welcher den feierlichen Einzug aufhält und den Aufschub der Feierlichkeit veranlaßt.

„Wo ist er? wo ist er wieder?“ ruft der Marquis, während Cornelia ängstlich über die Menge hinblickt, wobei sie sagt: „Das ist aber unbegreiflich! . . . zweimal nach einander auf sich warten lassen! . . . wenn die Sache nicht schon so weit wäre, würde ich Alles abbrechen!“

„Warum habt ihr ihn verlassen? fuhr Herr de la Pincerie seinen Bruder und Herrn Ferulus an. — Nicht wir ihn, sondern er hat uns verlassen, indem er uns sagte: Geht immer zu, ich werde gleich nachkommen.“

Endlich erscheint Robineau, roth, feuchend und von Schweiß triefend; er schlüpft zwischen seine Braut und seinen Schwiegervater; dieser faßt ihn bei der Hand, drückt sie heftig und raunt ihm in's Ohr: „Mein Herr, nach der Feierlichkeit werden Sie mir Rechenschaft geben! . . .“

Indeß wird das Brautpaar vor den Altar gerufen und während der Ceremonie besänftigt sich Herr de la Pincerie etwas und bedenkt, daß es nicht schicklich wäre, seinen Schwiegersohn an dessen Hochzeitstage herauszufordern.

Der Rückweg nach dem Schloß, wo man gegen vier Uhr anlangt, geht in der gleichen Ordnung vor sich und Robineau steigt während desselben nur einmal aus. Die Damen begaben sich in ihre Zimmer, sich umzukleiden, während sich ein Duzend zum Hochzeitmahle eingeladener Gäste einfanden, wobei

Becomplimentiren und Glückwünschen kein Ende nimmt. Nach zwei Stunden erschienen auch die Damen wieder; Cornelia noch prachtvoller geschmückt als am Morgen, empfing die Glückwünsche der Neuangekommenen und beschäftigte sich mit Jedem, nur nicht mit ihrem Gemahl.

Herr Ferulus, der die Neuvermählten noch nicht becomplimentirt hatte, weil er warten wollte, bis die ganze Gesellschaft versammelt war, tritt nun vor Cornelia, verbeugt sich bis zur Erde und überreicht ihr eine mit Rosaband umwundene Papierrolle mit den Worten: „Erlauben Sie mir, Madame, daß ich den Weihrauch meiner Wünsche mit den Wohlgerüchen der Felicitationen, die Ihren Weg bereits umdufteten, verbindend, Ihnen dies Werkchen, das Ihrem Hymen sein Dasein verdankt, dedicire . . . Möchte freundliches Lachen und Rosen Ihr Lager umschwärmen! und der Himmel Ihnen Kinder, männlichen, weiblichen und sächlichen Geschlechts schenken, deren Lehrer ich werde!“

Das Compliment des Bibliothekars erregt viel Aufsehen; die Männer lächeln, Damen fragen einander ganz leise, was denn sächliche Kinder seien, und Robineau scheint entschlossen, seine Frau mit keinen andern zu beschenken.

Mit gnädiger Beschützermiene nahm Cornelia das Papier, gab es hierauf Ferulus wieder zurück, indem sie sagte: „Sie werden es uns beim Nachtsch vorlesen.“

Die Tafel geht eben traurig und langweilig vorüber wie Alles Uebrige, und nur gegen das Ende

bringt der Geist des Weins etwas mehr Leben in die Gesellschaft.

Ferulus glaubte, jetzt sei der Augenblick gekommen, seine Verse vorzulesen; er sieht daher Robineau fragend an; dieser aber hat aufgehört, der Befehlende zu sein, still und schüchtern sitzt er neben seiner Gemahlin, die bereits einen Ton angenommen, aus dem zu schließen ist, daß sie ein strenges Hausregiment führen werde. Doch endlich sagt Cornelia selbst: „Ich glaube, der Herr hat etwas zum Vorlesen... hoffentlich ist's nicht so lang, wie sein letztes Gedicht.“

„Ich schmeichle mir, Madame, daß Sie meine Verse im Gegentheil zu kurz finden werden, erwidert Ferulus, nichts weniger als erfreut über die Art, wie man seines früheren Gedichtes gedenkt. Nachdem er das Rosaband gravitatisch von der Rolle abgewunden hat, beginnt Herr Ferulus folgendermaßen: „Als Text meines Huldigungsgedichts habe ich die Worte des Propertius genommen:

„Nec domina ulla meo ponet vestigia lecto.“

„Und was soll das heißen, unterbricht ihn Cornelia, Sie hätten, glaube ich, besser gethan, uns die Uebersetzung zu geben.“

„Ja, stimmt Robineau bei, er ist schrecklich mit seinen Citationen! Schon hundertmal wiederholte ich ihm, daß ich nur Uebersetzungen liebe.“

„Madame, fährt Ferulus, den Liebenswürdigen spielend, fort, das will heißen: Kein anderes Weib soll mehr mein Bett besteigen!...“

„Mein Gott! wie abscheulich! wie unanständig!“

rief Eudoxia aus, ihren Kopf hinter Alfreds Schultern verbergend.

„Wie, mein Herr! sagte Cornelia, Sie erlauben sich, solche freie Verse zu machen!...“

„Madame, ich habe die Ehre, Ihnen zu sagen, daß sie von Propertius sind und daß...“

„Kein Weib auf meinem Bett! rief seinerseits der Herr Marquis aus: Donnerwetter!... ich möchte einmal sehen, daß... was bedeutet diese Anspielung, mein Schwiegersohn!...“

„Bester Schwiegerpapa, ich schwöre Ihnen, ich weiß nichts, entschuldigte sich Robineau, es ist mir völlig unbekannt, aus welcher Veranlassung sich Herr Ferulus einen so schlechten Witz erlaubt!...“

„Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, sagt Ferulus, es ist die Uebersetzung der Strophe und...“

„Schon gut, mein Herr, genug, sagt Cornelia befehlend, nach einem solchen Anfang will ich nicht weiter hören!... Wenn das Weitere damit übereinstimmt, kann es nicht in Gegenwart von Damen gelesen werden.“

„Keine Bemerkungen, mein Herr, ruft Herr de la Vincerie aufspringend und mit einer Geberde, als ob er den Gelehrten prügeln wollte. Man sagt Ihnen, Ihr Werk tauge nichts... ich glaube, Sie sind nicht hier, Gesetze zu machen.“

Ferulus sinkt auf seinen Sessel zurück, zerknittert das Papier in seinen Händen, wirft es unter den Tisch und in seinem Zorn verschluckt er drei Makaronen auf einmal, wobei er sich beinahe in die Zunge beißt.

Endlich verläßt man die Tafel, um sich in den Salon zu begeben; Ferulus allein folgt der Gesellschaft nicht, sondern legt sich zu Bett, indem er bei sich spricht: „Jetzt können sie mit dem Whist auf mich warten! ... Ich öffne meine Thüre nicht.“ Aber man bildet eine Whistpartie ohne den Bibliothekar, auch ein Piquet und eine Schachpartie; kurz, der Abend geht so ruhig hin, daß man glauben möchte, man besinde sich bei Eheleuten, die schon zwanzig Jahre beisammen sind.

Robineau, der für heute vom Spiele gnädigst dispensirt worden war, verließ inzwischen mehrmals den Salon und schien beständig unruhig und gedankenvoll, häufig sah er seine Frau an und sagte sich jedesmal dabei: „Noch nie erschien sie mir so reizend, wie diesen Abend! ... meine Liebe nimmt mit jedem Augenblicke zu!“

Bei einer seiner Excursionen aus dem Salon besuchte Robineau auch sein Gemach, wo seine Frau nunmehr mit ihm schlafen soll. Es ist bereits etwas kühl, doch man hat noch kein Feuer in den Zimmern angemacht und der Neuvermählte sagt: „Ich fürchte, daß mich heute Abend friert, mit meiner Gemahlin ... nicht daß ich ... demungeachtet ... hätte man dieses Zimmer heizen sollen.“

Beim Herausgehen trifft er auf Jeannetten und nun erinnert er sich an die Funktionen der Dirne; ein Gedanke bietet sich ihm dar ... freudig schlägt er sich vor die Stirne und ruft dem Dienstmädchen.

„Jeannette ... Du wärmst heute Abend das

Brautbett ... verstehst Du? — Ah! ich soll das Bett des gnädigen Herrn wärmen? ... — Ja, Jeannette ... das kann mir und meiner Gemahlin nur angenehm sein. — Gut, Herr ... — Ei, Jeannette, Du wärmst es mit Zucker; das ist zarter und riecht sehr gut. — Mit Zucker? ... aber gnädiger Herr ... — Thu, was ich befehle, Jeannette."

Damit entfernt sich Robineau und kehrt in den Salon zurück. Als Jeannette allein ist, fragt sie sich hinter den Ohren und sagt: „Ich soll sein Bett mit Zucker wärmen! ... Wie kann das geschehen? ... Davon verstehe ich nicht das Mindeste."

Um es sich erklären zu lassen, geht Jeannette, die Ferulus hatte in sein Zimmer gehen sehen, nach diesem und klopft mit dem Rufe: „Ich bin's, mein Herr."

„Ich schlafe! antwortet Ferulus aus seinem Bette hervor. — Aber, mein Herr, es ist, um mir etwas erklären zu lassen ... — Ich aber sage, daß ich schlafe; retro satanas! — Der Herr verlangt, ich soll ihm sein Bett mit Zucker wärmen ... — Meinetwegen mit allen Gewürzen, nur laß mich in Ruhe."

Da Jeannette keine weitere Antwort mehr erhalten konnte, geht sie in die Küche zu Jungfer Gaul und fragt diese: „Wißt Ihr, wie man's anfangen muß, ein Bett mit Zucker zu wärmen?"

„Ei der Tausend! keine Kunst! erwidert die Köchin; man thut Zucker in den Bettwärmer und damit holla! — Man thut Zucker in den Bettwärmer? — Nichts Anderes, Kleine. — Und der Herr sagte, das

rieche gut. — Ja freilich; es gibt so eine Art braunen Gerstenzucker . . . — Ah! es gibt braunen Gerstenzucker! . . . wie komisch! das hätte ich nie gedacht! . . .“

Jeannette läßt sich mehre Stücke Zucker geben, und geht in die Brautkammer hinauf mit den Worten; „Was doch die reichen Leute für raffinirte Einfälle haben! . . . gleichviel; es ist mein Amt, ich muß wohl gehorchen!“

Damit schlüpft Jeannette in das Hochzeitbette, das von ungeheuern seidnen Vorhängen umgeben ist; hierauf bezuckert sie ihren Bettwärmer, vor sich hinsprechend: „Weil sie's lieben, wollen wir ihnen braunen Gerstenzucker machen.“

Das für das neue Ehepaar bereitete Bett ist sanft und weich, Jeannette dehnt sich voller Freude darin aus, um es mit besonderer Sorgfalt zu wärmen; aber sie hat sich den Tag hindurch mit Ankleiden der Damen, Serviren bei Tische sehr anstrengen müssen und war müde; während sie an ihre heutigen Verrichtungen, den Puz der Braut, die verschiedenen Gerichte des Mittagmahls denkt, gähnt sie, schließt die Augen und schläft endlich im Hochzeitbette ein.

Die Gesellschaft ist mit ihrem Whist, Piquet und Schachspiel zu Ende. Die Fremden begrüßten die Neuvermählten nochmals mit feierlicher Amtsmiene und verließen das Schloß. Eduard und Alfred wünschten Robineau eine gute Nacht und gingen nach ihren Zimmern. Eudoxia hat sich schon lange in das ihrige zurückgezogen, da sie Krämpfe befürchtete. Nun erhebt sich der Herr Marquis, tritt auf Robineau zu

und flüstert ihm ins Ohr: „Macht, daß es gut vorübergeht, Schwiegersohn.“

Robineau verbeugt sich vor dem Herrn de la Pincerie, indem er antwortet: „Seien Sie versichert, Schwiegerpapa, es geschieht Nichts.“

Endlich nimmt er seine Gemahlin am Arm und begibt sich nach dem Brautgemache.

Man findet das Zimmer erleuchtet, sieht jedoch darin nur eine Aufmerksamkeit der Dienerschaft. Das Gemach ist groß, das Bett steht in einem Alkoven und ist durch die Vorhänge verdeckt. Ehe man sich demselben nähert, muß man sich vorher seiner Toilette entledigen; das thut nun Cornelia mit der größten Ruhe von der Welt, während Robineau bereits alle Kleidungsstücke von sich geworfen hat, im Zimmer umherhüpft und sagt: „Ich bin zu glücklich!“

Endlich ist Cornelia mit ihrer Nachtoilette fertig und tritt in den Alkoven; aber im Begriff, die Vorhänge zurückzuschieben, hält sie inne, geht einige Schritte rückwärts und erblaßt, indem sie ausruft: „Wie sonderbar! Kommen Sie her, mein Herr, ganz leise... hören Sie, es kommt mir vor, als höre ich Jemanden athmen.“

Robineau schaudert zusammen, will dem Bett nicht näher treten, seine Frau muß ihn holen; an dem Alkoven angelangt, hört er sehr deutlich, daß Jemand im Bette ist. Jetzt brechen seine Füße unter ihm und er ist genöthigt, sich an einem Lehnstuhl zu halten.

„Hören Sie? sagt Cornelia halblaut. — Ja...

ja... Madame... — Es hat sich hier Jemand versteckt und ist vielleicht eingeschlafen. — Das... das Gespenst vom Thurme... gekommen, um mein Glück zu stören. — Ei! nein, mein Herr!... es ist kein Gespenst, kann aber sehr leicht ein Dieb sein!... Vorwärts, mein Herr, laufen, rufen, klingeln Sie. — Madame, ich kann nicht von der Stelle!... — Ach Gott! was sind Sie für ein Mann!..."

Cornelia eilt nach der Thüre, öffnet sie und ruft um Hülfe; als sich Robineau allein beim Bett sieht, findet er seine Kräfte wieder, läuft seiner Frau nach und vereint ihr Schreien mit dem ihrigen.

Beim Geschrei der beiden Ehegatten eilen die noch nicht eingeschlafenen Bewohner des Schlosses mit Lichtern herbei; man ist begierig zu wissen, warum der Neuvermählte und seine Frau so stark schreien. Halb angekleidet langt man an, findet Robineau blaß wie den Tod und Cornelia in einer Unordnung, die gerade nichts Entsetzliches hat.

„Was ist's denn? Was gibt es? fragen Alfred und Eduard, während der zuletzt herbeigekommene Herr Marquis zornig auf Robineau zugeht und ihn anruft: Ich möchte wohl wissen, mein Schwiegersohn, warum Ihr meine Tochter in der ersten Hochzeitnacht so schreien macht!... Ich habe mich auch vermählt, aber meine Gemahlin schrie nicht im geringsten!“

„Ei! lieber Schwiegerpapa! ich mache meine Frau nicht schreien; ich schreie im Gegentheil mit ihr!... Aber greift zu den Waffen!... schnell, bewaffnet

euch! es liegt Einer in unserem Bett!... Ich dachte an's Gespenst, aber meine Frau sagt, es sei eher ein Dieb."

"Laß sehen, versetzt Alfred, wir sind unserer genug und brauchen keine Waffen... Du kannst keine Räuberbande in Deinem Alkoven haben!"

Und Alfred schreitet mit Eduard an das Brautbett; die Eheleute, der Marquis und die Diener folgen. Vor dem Bett angelangt, ziehen die beiden jungen Männer den Vorhang schnell auseinander und Alles erblickt Jeannette mit ausgespreizten Beinen friedlich schnarchen.

"Jeannette! rufen Alfred und Eduard aus vollem Halse lachend. Jeannette, wiederholt Jeder der Anwesenden."

"Aber was macht das Mädchen in Ihrem Bett, mein Herr?" sagt Cornelia, Robineau verwundert ansehend.

"Ja in der That, fällt Herr de la Pincerie ein, diese Magd findet man in Ihrem Bette... was bedeutet das, mein Schwiegersohn? ... Donnerwetter! ... das ist verdächtig! ..."

"Ich schwöre Ihnen, mein Schwiegerpapa, ich weiß nicht, was das heißen soll... bin die Unschuld selbst... Man wecke Jeannette auf, sie muß uns wohl erklären, warum sie da ist."

Man schüttelt das Mädchen, stößt sie an, worauf sie gähnt, die Arme ausstreckt, sich die Augen reibt, dann verwundert um sich herblickt und ausruft: „Ach! du mein Gott! habe ich denn geschlafen?...“

„Wie kommt Ihr dazu, Euch in dieses Bett zu legen?“ fragt Cornelia Jeannetten mit keinem sehr sanften Blick.

„Wie! ... mein Gott! Madame, ich bitte Sie sehr um Entschuldigung; ... es ist indeß sehr natürlich, um es zu wärmen ...“

„Es zu wärmen? — Ist es nicht wahr, Herr, daß Sie mir befohlen hatten, Ihr Bett zu wärmen?“

„Ja, ich gebe es zu, sagte der Angeredete, ich glaubte, es würde meiner Gemahlin angenehm sein; aber ich sagte Euch nicht, Ihr sollet deßhalb in's Bett liegen.“

„Ach! gnädiger Herr ... ich muß Ihnen sagen, es ist kein Bettwärmer auf dem Schloß; ... man vergaß bis jezt einen zu kaufen und Herr Terulus behauptete sogar, es sei unnöthig ... er lehrte mich ... nach Art der Alten zu wärmen ... kurz bis jezt ... habe ich sein Bett immer mit meinem Schwerepunkt, wie er sagt, gewärmt.“

„Welche Abscheulichkeit! rief Cornelia aus; Ihr Gelehrter, mein Herr, ist ein liederlicher Kerl ... und ich hoffe, er wird gleich morgen aus meinem Hause gehen.“

„Madame, ich bin vollkommen Ihrer Ansicht, versetzte Robineau, überdies macht er nur noch schlechte Verse.“

„Er ist ein Schurke! sagt Herr de la Pincerie, und wenn ich nicht beinahe im Hemd wäre, würde ich ihn auf der Stelle an den Ohren nehmen! ...“

„Inzwischen werde ich aber sicherlich nicht da

drinnen schlafen, versezt Cornelia, und da man mein Bett abgeschlagen hat, werde ich die Nacht bei meiner Schwester zubringen."

"Aber, theure Gemahlin, doch! ... sagt Robineau. — Nein, mein Herr, das ist beschlossen und wird Sie lehren, Leute, die sich so aufführen, nicht in Ihr Schloß zu nehmen."

Cornelia ergriff eine Kerze und begab sich, ohne weiter auf ihren Gatten zu hören, zu ihrer Schwester. Der Marquis billigte das Verfahren seiner Tochter, und Jeannette, welche mittlerweile aufgestanden war, ging mit den übrigen Dienstboten fort.

Alfred sagte zu Robineau: „Du hast's gewollt!... und dieser, im Hochzeitgemache allein zurückgeblieben, sagt, sich niederlegend: „Im Ganzen ist's vielleicht besser, daß es für diese Nacht so ging."

Siebentes Kapitel.

Nächtlicher Besuch des weißen Hauses.

Um sich für den Tag zu entschädigen, den Eduard verlebte, ohne Isaura zu sehen, erhob er sich mit Tagesanbruch; und Alles schlief noch im Schlosse, als er schon auf dem Wege in's Gebirge war. Schon vorher hatte er seiner Freundin gesagt, daß er einen Tag ausbleiben werde und das Mädchen hatte ihm voll Zärtlichkeit geantwortet: „Ich werde den ganzen Tag über nur an morgen denken.“ Er trieb daher

sein Pferd an, um bald bei ihr zu sein, denn er zweifelte nicht, daß Isaura seine Ungeduld theile.

Endlich erreichte er das niedliche Thal, band sein Pferd an und ging auf das Haus zu; zu seiner Verwunderung sieht er Isaura nicht am Fenster, ihn zu empfangen: jeden Morgen harrte sie da seiner Ankunft, um wie viel mehr sollte sie nicht nach einem langweilig verlebten Tage wünschen, ihn noch bald zu sehen.

Er klopfte, Baillant schlug an und bald wurde ihm die Thüre geöffnet. Isaura erschien vor ihrem Geliebten; aber sie stürzt nicht in seine Arme: Freude und Liebe schienen sie nicht mehr zu beleben und statt ihn wie sonst mit ihrem süßen Lächeln zu empfangen, flüsterte sie traurig mit gesenkten Blicken: „Du bist's?“

„Ja ... ich bin's, antwortet Eduard, betroffen über die in Isaura's ganzem Wesen vorgegangene Veränderung. Hast Du mich nicht erwartet? — O! ich dachte wohl, daß Du kommen würdest. — Isaura, was hast Du? was ist denn geschehen in der kurzen Zeit, seit ich Dich verließ? ... Um's Himmels willen, antworte!“

Isaura setzte sich und erwiderte seufzend: „Nichts ist geschehen ... Nichts ist mir.“

„Du hintergehst mich, Isaura; Du bist nicht mehr dieselbe ... diese Traurigkeit! ... diese Thränen, die ich noch nie in Deinen Augen sah, meinst Du, ich könne mich darüber täuschen? ... sprich, ich verlange es ... ich beschwöre Dich! ... was ist dies neue Geheimniß? ... Du liebst mich also nicht mehr? ...“

„O! ewig, ewig werde ich Dich lieben! sagte Isaura, Eduard mit thränenvollem Auge anblickend; ja, ewig! ... obgleich man mir sagte, daß ich übel gethan ... sehr Unrecht gehabt ... Dich zu lieben und anzuhören.“

„Wer sagte das? fuhr Eduard auf. — Werde nicht zornig, ich bitte! ... ach! das nützte nichts. Mein Freund ... vergib, daß ich Dir Liebe einge-flößt! ... nicht meine Schuld, daß ich Dir nicht angehören darf, daß ich verzichten muß auf das Glück, das wir uns versprochen; vergiß mich ... Ich werde Dich ewig lieben; diese Liebe wird von nun an mein einziges Gefühl, mein einziger Gedanke ... mein einziger Trost sein!“

Die Thränen, die aus den Augen des lieblichen Mädchens rannen, schienen die Wahrheit ihres Schmerzes zu bestätigen. Doch Eduard, heftig aufgereggt, erhob sich, und entfernte sich von Isaura, indem er ausrief: „Du sagst, Du liebest mich ewig, und willst nicht mein sein! ... Wenn ich, das vergessend, was so viele Leute in der Welt zur Richtschnur ihrer Handlungsweise nehmen, Dir meinen Namen geben, Dich meine Gattin nennen, nur für Dich allein leben will ... Jemand verbietet Dir, mich zu lieben, mir anzuhören, und alsbald bist Du anders gegen mich, willst aufhören, mich zu sehen und ich soll auf meine süßesten Hoffnungen verzichten! ... Nein, Du liebst mich nicht ... wenn Du meine Liebe kenntest, würdest Du mehr an mir als an jedem Andern hängen ... kurz, mein Fräulein, welche Macht hat jene Person über

Sie, der Sie mich opfern? ... Ihr Vater ist es nicht, mehrmals wiederholten Sie mir, daß Sie keine Eltern mehr hätten ... Mit welchem Recht verlangt die Person, die sich in solch geheimnißvolles Dunkel hüllt, daß Sie sich von mir trennen? wo ist sie? ich will sie sehen, kennen, sprechen."

"Nein! ... nein! ... denke nicht daran, ruft Isaura angstvoll aus. Ach! ich bitte Dich, wenn Du noch Liebe für mich hast, ... so suche diese Person nicht kennen zu lernen ... er will es nicht ... er hat nie gekannt ... gesehen sein wollen ..."

"Er will nicht! sagte Eduard unmuthig. Sehr gut! ein Mann ist's: Du hast Dich verrathen ..."

"Mich verrathen! ... erwidert Isaura, ihre schönen thränenvollen Augen zum Himmel erhebend; und was läge Unrechtes darin, wenn es ein Mann wäre?"

"Wer ist dieser Mann? ... Welche Rechte hat er auf Dich?"

"Was er ist? ... ich weiß es selbst nicht ... aber er hat die stärksten, die heiligsten Rechte auf mich ... die der Dankbarkeit ... Ihm verdanke ich Alles."

"Ihm verdankst Du Alles! ... Wie? Bist Du nicht von den guten Bauern, den Bewohnern dieses Hauses aufgenommen und erzogen worden? ... Bist Du nicht ihnen allein Dankbarkeit schuldig? ..."

"O! ... nein! ... nicht ihnen allein! ... die guten Landleute, die hier wohnten, liebten mich sehr, ich weiß es wohl; doch indem sie mich aufnahmen, mich wie ihre Tochter behandelten, gehorchten sie nur den Befehlen desjenigen, dem ich heute ebenfalls gehorchen

muß! Ich thue Unrecht, Dir dies schon zu sagen... er hatte es mir streng verboten..."

„Wenn man nur reine Absichten hat, Isaura, verbirgt man sich nicht so, hüllt sich nicht in solch geheimnißvolles Wesen; und wenn diese Person Dein Glück will, warum verbietet sie Dir, mich zu lieben, meine Frau zu werden?...“

„Deine Frau! ... nein; ... er sagte mir, ich könne nie eines Mannes Frau werden... Ich darf Dich nicht mehr sehen, nicht mehr hier empfangen... auch sagte er, das schade nur meinem Rufe... Ach! ich wußte nicht, daß es Unrecht sei, gerne in Deiner Gesellschaft zu sein.“

„Und Du gehorchst diesem Befehl, der Dich von mir trennt?“

„Ich muß wohl! ... Zürne mir nicht, Eduard... Auch ihm, der uns trennt, thut es leid, daß er mir Kummer macht; ... denn er ist so gut... und liebt mich so sehr!...“

„Das ist zu viel! rief Eduard, zornig aus dem Haus gehend; einen Andern beklagt, liebt man, und als Belohnung meiner Liebe und daß ich nicht gehandelt, wie so Viele an meiner Stelle gethan hätten, bittet man mich, nicht wieder zu kommen! ... Ha! ich müßte ein großer Thor sein, wenn ich Dich noch liebte... Leb wohl! ... Dein Wille soll Dir geschehen, Du sollst mich nicht mehr sehen.“

„Eduard! ... Eduard! ... so verläßt Du mich?“ rief Isaura, die dem jungen Mann vor die Thüre gefolgt war. Aber Eduard hörte nicht mehr. Außer

sich vor Zorn und Eifersucht, hatte er sich aufs Pferd geschwungen und eilte im Galopp zum Schlosse zurück.

Mit Ausnahme des Herrn Ferulus war Alles im Salon versammelt. Diesem war bedeutet worden, daß er binnen vierundzwanzig Stunden das Schloß zu verlassen habe und er war gerade in der Bibliothek, wo er, die junge Gemahlin des Herrn vom Schwarzenfels zum Teufel wünschend, die mitgebrachten Bücher wieder einpackte. Alfred war bei der Familie im Salon und blickte Robineau lächelnd an, welcher noch schüchterner bei seiner Frau, noch unterwürfiger gegen seinen Schwiegervater zu sein schien.

Eduard war zu aufgeregt, um sich in den Salon zu begeben; er ging daher in sein Zimmer und ließ Alfred insgeheim bitten, zu ihm zu kommen.

Alfred säumte nicht, sich den Wünschen seines Freundes zu fügen. Als er Eduard bleich und verstört erblickte, lief er betroffen auf ihn zu, erfaßte seine Hand, drückte sie zärtlich mit der Frage: „Was ist geschehen? sprich!“

Eduard war noch unfähig, zu antworten, der Schmerz drohte ihn zu ersticken; er wollte sprechen, aber sein Herz war zu gepreßt; endlich warf er sich in Alfreds Arme und stotterte in abgebrochenen Worten: „Lieber Alfred, Du hast mir Deine Liebe für Isaura zum Opfer gebracht . . . Du wolltest mich glücklich sehen! . . . Du sahst meine grenzenlose Leidenschaft für das Mädchen; nun wohl! zum Lohn meiner Liebe will sie mich nicht mehr sehen.

Jede Hoffnung auf ihren Besitz soll ich fahren lassen. Ich vergesse, daß sie nur ein Landmädchen ohne Namen und Vermögen ist, und sie weigert sich, mein zu sein!"

"Wer sagte Dir das?"

"Sie selbst, ich verlasse sie so eben."

"Und welche Gründe gibt sie Dir an?"

"Schuldigen Gehorsam gegen einen Mann, der ihr verbietet, mich wieder zu sehen..."

"Man hatte mich also nicht getäuscht!" rief Alfred nach einer Weile aus.

"Wie? was willst Du damit sagen?"

"Höre! Als ich in der vorgestrigen Nacht den alten Thurm visitirte, fand ich wirklich Jemand dort, jenen Bagabunden, den wir so oft im Gebirge trafen; er gab vor, er habe sich bei Nacht ins Schloß geschlichen, nur um mich insgeheim zu sprechen und er sagte mir nun, Isaura sei Deiner Liebe unwürdig, und schon lange sei ihm ihre Aufführung verdächtig, jetzt aber habe er die Gewißheit erlangt, daß sie sich Nachts in's weiße Haus begeben, um einen Mann zu besuchen, der erst dort eingetroffen sei..."

"Die Treulose! ... sie geht Nachts zu ihm! ... und ich, ich ehrte ihre Unschuld ... scheute mich, ihre Reize zu beflecken! ... Ach! mein Freund! die Weiber! ... die Weiber! ... ich ersticke ... ich kann nicht mehr ... eine Centnerlast drückt mich zu Boden, bringt mich um! ..."

"Komm Eduard, sei ein Mann ... fasse Dich ... verdient ein Weib, welches uns verräth, daß wir

uns grämen um sie? — Ach! mein Freund, ich habe Deinen Charakter nicht; ... warum aber verhehltest Du mir, was Du erfuhst?"

„Ich wollte einige Gewißheit erlangen, ehe ich Dir Kummer machte ... denn ich hatte Gründe, an der Wahrheit jenes Elenden zu zweifeln, welcher so viel Vergnügen daran zu finden schien, das Mädchen anzuschwärzen ... und selbst jetzt zweifle ich noch ...“

„Wie! wenn sie mir selbst ankündigt, daß sie mich nicht mehr sehen wolle ... weil ein Unverschämter es ihr verbietet! ... und ich sollte einen solchen Schimpf geduldig hinnehmen? ... Nein, ich will diesen Menschen kennen lernen ... meinen Nebenbuhler sehen ... sein oder mein Leben gilt's ...“

„Eduard, mäßige Dich ... besinne Dich, ehe Du ...“

„Jedes Besinnen ist umsonst ... ich bin entschlossen, mich mit Demjenigen zu schlagen, der mir Isaurers Herz stiehlt ...“

„Der es Dir stiehlt! ist nicht ganz richtig; bedenke, daß vielmehr Du es ihm stahlst ... Dieser kannte Isaura, ehe Du sie kanntest; wenn Jemand ein Recht hat, sich zu beklagen, ist nicht er es?“

„Ja, er kannte Isaura; aber ehe er wieder an diese Orte zurückkam, liebte sie mich ... wenigstens gelobte sie mir's ... täglich schien sie mich mit erneutem Vergnügen zu sehen, mit mehr Bedauern von mir zu scheiden ... Seit der Wiederkunft dieses unbekannten Beschüßers stößt sie mich von sich, will

meine Besuche nicht mehr ... Du siehst wohl, ... er stiehlt mir diejenige, die ich liebe ... er macht mich unglücklich! ..."

"Ich sehe ... daß es unmöglich ist, einem Liebenden Vernunft einzureden! ..."

"Mein Entschluß steht fest, mein Freund ... diese Nacht suche ich meinen Nebenbuhler auf ... er soll mir Isaura abtreten oder mir das Leben nehmen ..."

"Dir Isaura abtreten! ... wie! ... noch wolltest Du ihr Deinen Namen geben? ..."

"Ich weiß nicht mehr, was ich thun werde ... mein Blut kocht ... mein Kopf brennt ... Ach! Alfred, möchtest Du nie die Qualen einer Eifersucht kennen lernen! ... Mache mir keine Vorstellungen mehr! ehe ich meine Wuth gestillt, höre ich nichts mehr ... diese Nacht gehen wir zusammen in's weiße Haus ... dort will ich den Mann finden, der sich mit so vielen Geheimnissen umgibt ... ich rechne auf Dich als Begleiter, als meinen Sekundanten ... Tadelst Du indeß mein Beginnen, so gehe ich allein ..."

"Wer, ich! Dich in einem solchen Augenblicke verlassen! Nein, lieber Eduard, ich gehe mit Dir ..."

"Ich werde meine Pistolen mitnehmen ... nimm auch Du Waffen ... Aus dem Schlosse gehen wir zu Fuß ... um acht Uhr ... um zehn sind wir dort ... bald genug ... Jetzt laß mich, geh' in den Salon zurück ... Entschuldige mich, daß ich nicht dort erscheine, sag', ich sei unwohl ... Ja, es wäre mir unmöglich, jetzt mit Leuten zusammen zu sein, bei denen ich mich verstellen müßte."

Alfred drückt seines Freundes Hand und besteht nicht darauf, bei ihm zu bleiben, denn er weiß, daß es bei großem Schmerz Augenblicke gibt, wo selbst Tröstungen lästig sind. Zur Gesellschaft zurückgekehrt, verkündigt er Eduards Unwohlsein. Die Abwesenheit eines der jungen Männer, Alfreds düsteres, nachdenkliches Wesen tragen nicht dazu bei, das Mahl des zweiten Hochzeitstags zu erheitern, und als man sich zum Spiel setzte, wartete Alfred nur die achte Stunde ab, um sich zu entfernen. Nachdem er sich mit Mantel und Waffen versehen, begab er sich zu Eduard, der ungeduldig im Zimmer auf und ablief. „Da bin ich,“ sagte Alfred.

„So laß uns gehen, war Alfreds kurze Antwort, es ist Zeit.“

„Warum zu Fuß? ...“

„Wir werden weniger bemerkt ... man kann uns nicht so leicht kommen hören ... Wer weiß, ob der, den ich suche, nicht einige Spione auf der Straße postirte, um ihn von einem etwaigen Ueberfall zu benachrichtigen?“

„Es sei, gehen wir zu Fuß ... auch gut, vielleicht wird der Marsch und die kühle Abendluft Dich etwas ruhiger machen.“

Eduard antwortet nicht mehr, er nimmt seine Pistolen, wickelt sich in seinen Mantel und steigt die Treppe hinab. Alfred drückt dem Pförtner ein Goldstück in die Hand, damit er ihre Rückkunft abwarte, die sich wohl sehr verzögern kann. Sie verließen das Schloß und schlugen beim bleichen Mondlicht,

das zuweilen durch die Wolken brach, den Weg in's Gebirge ein.

Schweigend und schnell schritt Eduard dahin, Alfred wagte nicht, ihn in seinen Betrachtungen zu stören, er begnügt sich, von Zeit zu Zeit nach den sie umgebenden Felsen und Bergen zu blicken; diese Nachtreise erinnert ihn an ihre frühere auf den Schwarzenfels; er denkt an ihre damalige Heiterkeit und seufzt bei dem Gedanken, wie kurze Zeit es brauchte, das Glück, das die Zukunft ihnen versprach, zu zerstören.

Nachdem sie so anderthalb Stunden fortgeschritten waren und nicht mehr fern vom kleinen Thale sich befanden, sagte Alfred zu seinem Freund: „Laß uns einen Augenblick ruhen und Athem schöpfen, ... der, den Du suchst, ist vielleicht nicht so frühe im weißen Haus ...“

„Es sei,“ versetzt Eduard, „laß uns hier rasten!“ damit setzt er sich neben Alfred auf ein Felsstück, dieser faßt seine Hand und spricht: „Armer Eduard, gestehe, wir sind sehr thöricht, uns so viel Kummer zu machen eines Mädchens wegen ... die zwar schön ist, ich geb' es zu ... aber wie viele andere gibt es, die wir noch nicht kennen! ...“

„Möglich, Alfred, daß es eine Thorheit, ein Wahnsinn ist ... wohl sehe ich ein, daß ich besser daran thäte, Isaura zu vergessen ... sie zu verachten; aber mein Freund, täglich beharrt man bei etwas, wiewohl man sein Unrecht erkennt. Ich sagte Dir's: Du fühlst die Liebe nicht so, wie ich! ... für Dich ein großes Glück ... Du liebtest Isaura leidenschaftlich;

so wie Du aber entschlossen warst, mir diese Liebe zu opfern, konntest Du ein angebetet Bild aus Deinen Gedanken entfernen, und einige Tage später schwebte es Dir schon weit weniger vor. Ich liebte Isaura, ohne es so bemerklich zu machen; aber es ist ein Gefühl, das nur mit meinem Leben endigen wird! ... Möchte ich nicht lange so zu leiden haben! ... Komm, die Zeit vergeht ... mich drängt's ..."

Eduard steht auf, sie setzen sich wieder in Marsch und nach zehn Minuten steigen sie ins Thal herab. Jetzt ist Eduard genöthigt, anzuhalten, sein ganzer Körper zittert, sein Athem stockt, er muß sich auf Alfreds Arm stützen, um nicht zusammenzubrechen.

"Warte ... warte ... der Anblick dieses Orts thut mir zu wehe! ... verzeih, theurer Alfred, all die Sorge, die ich Dir verursache."

Statt aller Antwort drückte ihm Alfred die Hand, und bald gingen sie weiter; aber sie gewahrten nicht, daß der Mann mit dem Knotenstock, der nur in geringer Entfernung von ihnen gestanden, jetzt ihnen nachschlich, sorgfältig bemüht, sich stets im Schatten zu halten.

"Zuerst zu ihrer Wohnung, sagte Eduard, damit wir erfahren, ob sie noch zu Hause ist."

Schweigend gingen sie weiter; möglichst das Geräusch der Tritte vermeidend, standen sie bald vor dem Häuschen: im untern Zimmer erblickten sie Licht, das Fenster steht offen und von ferne sehen sie Isaura im Gemach.

"Sie ist da! ... sagte Eduard leise. — Ja,

erwiderte Alfred, und allein... — Sie treibt nichts... scheint in Gedanken versunken... Alfred, sieh nur, wie schön sie immer noch ist!... — Ei! mein Freund, ein treuloses Weib ist darum nicht weniger schön!... zuweilen erscheint sie es nachher noch mehr. — Sie steht auf... liebkost Baillant... sieh nur, ich glaube, sie weint... ach! ich möchte mich ihr zu Füßen werfen!... — Halt, sie nähert sich dem Fenster... Komm hinter diese Bäume."

Isaura legt sich in's Fenster und blickt nach dem weißen Hause.

"Dorthin!... dorthin sind ihre Augen immer gerichtet!... sagte Eduard bitter, und ich Wahnsinniger glaubte, sie denke an mich!"

Zehn Minuten vergingen, während welcher Isaura fortwährend am Fenster bleibt und die jungen Männer hinter ihren Bäumen sie nicht aus dem Gesicht verlieren, als an einem Fenster der geheimnißvollen Wohnung ein Licht erscheint.

"Ohne Zweifel das erwartete Zeichen, sagte Alfred. Wirklich verschwand das Mädchen alsbald vom Fenster und verließ bald darauf das Häuschen, eilte flüchtigen Fußes auf das weiße Haus zu, schlüpfte hinein, und die Thüre schloß sich hinter ihr.

Die jungen Leute waren ihr gefolgt, hatten sie in's Haus treten sehen und blieben einige Schritte davon stehen.

"Kein Zweifel mehr! sagte Eduard mit dumpfer Stimme; da ist sie... da!... mit einem Nebenbuhler!... Ha! ich will..."

„Was thust Du? rief Alfred, seinen Freund zurückhaltend, an diese Thüre klopfen? . . . Lärm machen? . . . Sie werden nicht öffnen; und überdies würdest Du nichts weiter erfahren. Besser, wir warten, bis sie herauskommt . . . vielleicht begleitet er sie; wenn wir sie unbemerkt sehen und hören könnten! . . . es ist dann immer noch Zeit, Deinen Nebenbuhler herauszufordern; da er hier ist, kann er Dir nicht entgehen.“

Ja . . . ja . . . Du hast Recht, sagte Eduard, wir wollen warten . . . ich will mir Mühe geben, daß ich's kann! . . . — Sieh, komm hinter diese Baumgruppe, dort sind wir der Thüre gegenüber . . . und man kann uns nicht sehen . . . Komm.“

Alfred zog Eduard fort unter die Bäume, die etwa vierzig Schritte vom weißen Hause entfernt waren. Dort kauern sie sich an der dunkelsten Stelle nieder und harren schweigend des Oeffnens der Thüre. Eine Viertelstunde vergeht in peinlicher Erwartung; Eduard vergeht beinahe vor Ungeduld und Eifersucht; doch gibt ihm der Wunsch, den Beweis von Isaura's Treulosigkeit zu erlangen, die Kraft, den ungestümen Regungen seines Herzens zu widerstehen. Plötzlich macht sich ein leichtes Geräusch vernehmbar, aber nicht vom weißen Haus her, sondern hinter ihnen.

„Ich hörte etwas,“ sagte Eduard.

„Ja, ich glaubte auch . . .“

„Sollten wir nicht allein hier sein? . . .“

Aufmerksam sahen sie umher, gewahrten aber Niemand. In diesem Augenblicke brach der Mond hinter

dem Gewölke hervor, und erlaubte, jeden Gegenstand deutlich zu unterscheiden. Eduard schauderte zusammen, als er die Thüre des weißen Hauses gehen hörte. „Da sind sie!“ rief er.

Isaura trat zuerst heraus; ihr folgte ein hochgewachsener Mann in einen weiten Mantel gehüllt, mit einem runden Hut tief in die Augen gedrückt. Beide befanden sich noch im Schatten des Hauses. Mit traurigem Tone sagte bald darauf das Mädchen: „Lebt wohl, mein Freund ... lebt wohl, ich gehe heim ... Ihr zankt nun nicht mehr, nicht wahr? ... Er wird nicht wieder kommen ... ich habe ihm gesagt, daß ich ihn nicht mehr empfangen dürfe.“

Der Mann antwortete zu leise, als daß die jungen Leute ihn verstehen könnten; sprechend ging er einige Schritte mit dem Mädchen, sie gegen ihre Wohnung zu begleiten. Eduard folgte ihnen, sich immer im Schatten haltend, während Alfred unter den Bäumen vor dem Hause blieb, um dem Unbekannten den Rückzug abzuschneiden.

Bald stehen Isaura und ihr Begleiter still; er drückt das Mädchen in seine Arme und küßt sie zärtlich. Bei diesem Anblick will Eduard wüthend auf sie losstürzen; aber schon fliegt Isaura leichten Fußes ihrer Wohnung zu, während der Andere mit starken Schritten nach dem weißen Hause zurückgeht, längs den Bäumen hin, die Alfred seinem Blick entziehen. Der Mond, der gerade mit vollem Scheine auf sein Gesicht fiel, erlaubte Alfred, den gegen ihn Herkommenden mit Muße zu betrachten; weit entfernt,

ihn anzuhalten, blieb Alfred unbeweglich stehen. In-
deß verfolgt Eduard racheschnaubend seinen Feind,
aber sieht ihn nur noch in das Haus treten, dessen
Thüre sich hinter ihm schließt.

„Wie! sagte er zu Alfred, er kam an Dir vorbei,
und Du hieltest ihn nicht auf? ... Du ließeest ihn
ruhig meinem Zorne entfliehen? ... Jetzt kann ich an
Isaura's Treulosigkeit nicht mehr zweifeln! ... Er
drückte sie in seine Arme! ... Ha! mit seinem Leben
soll er dieses Glück bezahlen; ja! wenn er sich wei-
gert, mir zu öffnen, müßte ich die Mauern erklet-
tern ... die Fenster erbrechen, er soll mir nicht ent-
kommen! ...“

Schon rannte Eduard mit vorgehaltener Pistole
auf das Haus zu. Aber Alfred, aus seiner Betäu-
bung erwacht, stürzt ihm nach, ergreift ihn am Arm,
und ihn zurückhaltend, ruft er aus: „Eduard, ich
bitte Dich, denke nicht mehr an diesen Kampf! ...
er kann nicht mehr stattfinden.“

„Ich soll nicht mehr an meine Rache denken?...
Mir solche Vorschläge zu machen, darum hast Du
mich begleitet? ... laß mich! ...“

„Nein, ich beschwöre Dich! ... im Namen un-
serer Freundschaft ... wirf diese Waffen von Dir,
vor denen mir schaudert! ...“

„Welches Interesse flößt Dir denn dieser Mann
ein? ... Ha! ich fühle, daß ich ihn hasse ... ver-
abscheue! ... und in seinem Blute ...“

„Unglücklicher! ... was sagst Du? ... Es ist
mein Vater!“

„Dein Vater!“ rief Eduard, wie vom Blitze getroffen.

„Sein Vater!“ wiederholte eine dumpfe Stimme hinter ihnen; es war der Bagabund, der sich eilenden Schrittes entfernte und im Dunkel der Nacht verschwand.

Nach einigen Augenblicken des Schweigens reichte Eduard, der jetzt erst seine Besinnung wieder zu gewinnen schien, Alfred die Pistolen und sagte mit hohler Stimme: „Da! . . . nimm! . . . fort mit diesen Waffen! . . . Du hast Recht, gegen ihn kann ich mich nicht schlagen!“

Ohne Eduard Zeit zu lassen, seinen Entschluß zu ändern, ergriff ihn Alfred beim Arm und zog ihn fort von dem weißen Hause.

